

in Württemberg e. V., Stuttgart-O  
Schloß Rosenstein, Puff 409-16

# SCHWÄBISCHE HEIMAT

# 5

HERAUSGEBER: SCHWÄBISCHER HEIMATBUND / OKTOBER 1958



W. KOHLHAMMER VERLAG STUTTGART

Postverlagsort Stuttgart

# SCHWÄBISCHE HEIMAT

Zeitschrift zur Pflege  
von Landschaft, Volkstum, Kultur

Im Auftrag des Schwäbischen Heimatbundes  
herausgegeben von Ernst Müller

1958

9. Jahrgang

Fünftes Heft — September / Oktober

Schriftleitung:

OSKAR RÜHLE

Ständige Mitarbeiter der Schriftleitung:

HELMUT DÖLKER  
für Volkskunde

WERNER FLEISCHHAUER  
für Kunst und Kunstgeschichte

WALTER GRUBE  
für Geschichte

RUDOLF LEMPP  
für Architektur

OTTO LINCK  
für Natur, Landschaft, Heimatschutz

ERNST MÜLLER  
für Literatur und Philosophie

Die Zeitschrift „Schwäbische Heimat“ erscheint alle zwei Monate. Sie ist Organ des Schwäbischen Heimatbundes und wird an dessen Mitglieder gegen den jährlichen Mindest-Mitgliedsbeitrag von DM 6.– geliefert. Ein Jahrgang von 6 Heften umfaßt etwa 15 Bogen und tritt als Vereinsgabe an die Stelle des früher jährlich erschienenen „Schwäbischen Heimatbuchs“. – Beim Bezug durch Buchhandel oder direkt vom Verlag beträgt der Jahresbezugspreis für 6 Hefte DM 7.50. – Einzelheft DM 1.50. – Für Postbezieher: Kein Bezugspreis, nur V-Stücke.

Alle auf den Versand der Hefte bezüglichen Zuschriften sind von Mitgliedern des Schwäbischen Heimatbundes an dessen Geschäftsstelle Stuttgart, Charlottenstraße 15/1, von sonstigen Beziehern an den Verlag W. Kohlhammer, Stuttgart, Urbanstraße 14, zu richten; alle die Anzeigenverwaltung betreffenden Mitteilungen an Merkur Anzeigendienst, Stuttgart, Urbanstraße 14 a; alle für die Schriftleitung bestimmten Schreiben, Manuskripte, Besprechungsstücke an Dr. Oskar Rühle, Stuttgart-Frauenkopf, Frauenkopfstraße 25.

Titelbild: Abendstimmung bei Wolpertshausen (Waldsee)  
Aufnahme Koch

## INHALT

- Feuer im Dorf  
*Erzählung von Otto Heuschele* ..... 161
- Die Vereinödung in Oberschwaben  
*Von Rudolf Autenrieth* ..... 165
- Schutz den Grubstätten  
*Von Hermann Wille* ..... 167
- Die Ruine Jungingen-Affenschmalz  
*Von Heinrich Lauer* ..... 169
- Die „Kolonie Hangweide“ – eine städtebauliche Aufgabe  
*Von Rudolf Rogler* ..... 174
- „Unser Stetten“  
*Von Ludwig Schlaich* ..... 178
- Aus den Gründerjahren des württembergischen Anstaltswesens  
*Von Johann Jakob Sommer* ..... 182
- Aus der Vergangenheit der Fürsorge für Arme, Kranke und Schwache  
*Von Johann Jakob Sommer* ..... 185
- Landarzt in alten Tagen  
*Aus den Erinnerungen von Dr. med. Max Kohlhaas* ..... 188
- Am Abend  
*Gedicht von Ulrich Binder* ..... 190
- Württembergische Einwanderer begründen den Weinbau in Ohio  
*Mitgeteilt von Robert Umland* ..... 191
- Präsident i. R. Reinhold Scholl zum 80. Geburtstag  
*Von Walter Gress* ..... 191
- Mitteilungen des Schwäb. Heimatbundes 193

## Feuer im Dorf

*Eine Erzählung von Otto Heuschele*

In einer kühlen, sternklaren Oktonacht brannte in dem Dorfe B. im Schwäbischen das Anwesen des Bauern Brenner völlig nieder. Das Feuer, das in der mit Heu und Stroh überfüllten Scheune ausgebrochen war, breitete sich so rasch aus, daß das Wohnhaus von den verschiedenen aus der Nachbarschaft herbeigeeilten Feuerwehren nicht mehr zu retten war. Ihre Anstrengungen, wesentliche Teile des Anwesens zu erhalten, blieben angesichts der Gewalt, mit der das Feuer sich in das Haus eingefressen hatte, ohne Erfolg. Das Vieh und ein Teil des Hausrats konnte zwar gerettet werden, aber der größte Teil der Habe war dem Feuer zum Opfer gefallen. Man sprach auch davon, daß der neunzigjährige Urgroßvater nur mit Mühe aus seiner unmittelbar an der Scheunenwand gelegenen Stube hatte gerettet werden können. Nachbarn hatten sich des alten Mannes angenommen, während das Vieh und die Habe im Garten zwischen den Obstbäumen, deren gelbes und braunes Laub im Widerschein des Feuers aufleuchtete, stand. Die Bauern des Dorfes, Alte und Junge, Männer und Frauen, waren um den Brandherd versammelt; erst um zu helfen, wo Hilfe notwendig war; hernach aber, als nicht mehr viel zu tun übrig blieb, Erwägungen darüber anstellend, wie das Feuer hatte entstehen und sich so rasch hatte entwickeln können. Einzelne machten sich auch Gedanken, wie man der heimgesuchten Familie helfen könne.

Zunächst wurde die Ursache des Brandes auf Kurzschluß infolge einer fehlerhaften elektrischen Leitung zurückgeführt. Auf ungeklärte Weise tauchte aber plötzlich die Vermutung auf, das Feuer könne am Ende auch durch Brandstiftung verursacht worden sein. Niemand konnte sagen, wer diesen Verdacht zuerst ausgesprochen hatte und womit man ihn zu begründen versuchte. Jedenfalls war es merkwürdig genug, zu beobachten, wie dieses haltlose Gerücht im Widerspruch zu der ersten Annahme bald Boden gewann. Damit nicht genug, ging plötzlich noch eine

weitere Vermutung um. Man wollte wissen, der Bauer sei stark verschuldet und habe, um in den Besitz der Versicherungsgelder zu gelangen, das Anwesen selbst in Brand gesteckt. Diese drei Vermutungen gingen unter den Anwesenden um, und schließlich entstand eine gereizte und gespannte Stimmung, ja eine Art geheimer Feindschaft zwischen den Verfechtern der verschiedenen Auffassungen. In den Morgenstunden, als das Feuer niedergekämpft war und die Flammen nur noch im Verborgenen glühten, war die Spannung unter den letzten Gruppen so groß, daß man das Gefühl hatte, das im Äußeren erstickte Feuer brenne nun auf eine leidenschaftliche und dämonische Weise im Innern einiger erregter Menschen weiter.

Wie der Bauer Brenner und die Seinen, die sich mit der Bergung ihrer Habe zu schaffen machten, über die verschiedenen Meinungen dachten, war nicht festzustellen. Befragt, wie er sich den Ursprung des Unglücks erkläre, antwortete er, er stehe nach wie vor vor einem Rätsel. Er wollte sich weder an eine fehlerhafte Leitung erinnern noch an Brandstiftung glauben. Hätte aber jemand eine Andeutung darüber gewagt, er habe das Feuer am Ende selbst angelegt, so wäre er ohne Zweifel in einen gerechten Zorn geraten. Bei Morgengrauen hatten alle Bauern den Brandplatz verlassen, die Wehren waren abgezogen, und nur einige Mann waren als Brandwache zurückgeblieben. Indessen war die Luft noch voll beißenden Rauchgeruches. In den klaren, hellen Oktobermorgen, dessen seidig-blauer Himmel einen merkwürdigen Gegensatz bildete zu der Zerstörung, die das Feuer der Nacht angerichtet hatte, stieg aus den verkohlten Trümmern grauer und gelber Qualm.

Als bald begannen die Vernehmungen. Zunächst wurden der Bauer und die Seinen vernommen. Es sollte festgestellt werden, ob jemand am Abend in der Scheune gewesen und was hier gearbeitet worden war, ob etwa jemand unvorsichtig mit Feuer oder Licht umgegangen war. Es fiel nicht schwer, den Nach-

weis zu erbringen, daß nach Einbruch der Dunkelheit niemand die Scheune betreten hatte. Der Gedanke einer Brandstiftung wurde ebenfalls ohne Schwierigkeiten zurückgewiesen. Auch konnte von keiner ernsthaften finanziellen Verschuldung die Rede sein. Zeugnisse, die über den Leumund des Bauern abgegeben wurden, sprachen eindeutig gegen eine solche Vermutung. Brenner war mit Recht empört, daß dergleichen Verleumdungen überhaupt ausgesprochen worden waren. Der vernehmende Kriminalbeamte erklärte, ihm sei eine solche Vermutung zu Ohren gekommen, und er sei deshalb auch in Brenners eigenem Interesse verpflichtet, zu untersuchen, wie weit sie zu Recht bestehe. Schließlich aber wurde der Bauer Brenner nach einer eingehenden Vernehmung von der Behörde entlassen.

Das Protokoll über die Einvernahme hatte ein jüngerer Kanzlist namens Kellermann geführt. Der bleiche, etwas schüchterne, ja mitunter gehemmte Mensch, der in der Gemeinde als Sonderling galt, war dem Gang der Vernehmung, den Fragen und Antworten, besonders aufmerksam gefolgt. Mitunter schien sein Blick, wenn er ihn kurz von den Akten erhob, in weite Ferne zu gehen. Es war, als nähme er irgendwo Zusammenhänge wahr, die allen anderen verschlossen waren. In dem Augenblick aber, in dem der vernehmende Kriminalbeamte den Bauern besonders heftig in die Enge zu treiben versuchte, um seine Ehrlichkeit zu erproben, schrak Kellermann zusammen, als fürchte er für den also Bedrängten. Auf eine merkwürdige, freilich unerklärliche Weise verwandelte sich sein Antlitz derart, daß es schien, es sitze plötzlich ein anderer an seiner Stelle, ein Mensch voll finsternen Trotzes, voll heftiger, nur mit Mühe zurückgehaltener Empörung. Der vernehmende Kriminalbeamte, der dieser Veränderung gewahr wurde, bezog sie freilich auf eine Empörung Kellermanns gegen den Bauern, der in diesem Augenblick mit heftigen, unbedachten Worten antwortete.

Das alles hatte sich am Vormittag des der Brandnacht folgenden Tages zugetragen. Der Nachmittag brachte eine kleine dramatische Wendung, insofern als man in der Nähe des Dorfes einen jüngeren Handwerksburschen aufgriff, der durch sein verwirrtes Benehmen auffiel und von dem einige Dorfbewohner wissen wollten, er habe sich am Nachmittag zuvor in der Gegend herumgetrieben und in einer Wirtschaft getrunken. Das Unglück wollte es, daß man bei weiteren Nachforschungen entdeckte, der Handwerksbursche sei wegen versuchter Brandstiftung vorbestraft. Was war näherliegender als ihn sogleich in Haft zu nehmen und den Versuch zu machen, ihn in wiederholten Ver-

nehmungen zu einem Geständnis zu zwingen. Der Versuch aber mißlang. Der Bursche konnte eindeutig nachweisen, daß er zu der Zeit, als das Feuer ausbrach, bereits in dem Dorfe K. in einem Wirtshaus gesessen war.

Auch dieses Protokoll schrieb Kellermann nieder. Wieder hing sein Blick mitunter an jenen unerreichbaren Fernen. Der Handwerksbursche indessen mußte auf freien Fuß gesetzt werden. Da alle weiteren Versuche, die Ursache des Brandes festzustellen, ergebnislos verliefen, wurde schließlich die erste Vermutung, das Feuer müsse durch eine fehlerhafte elektrische Leitung entstanden sein, allgemein angenommen. Auch die Versicherungsgesellschaft konnte sich dieser Auffassung nicht verschließen und Brenner erhielt eine beträchtliche Schadenssumme, worauf alsbald mit dem Wiederaufbau des zerstörten Anwesens begonnen wurde.

In den Wirtshäusern des Dorfes kam indessen in den langen Winternächten das Gespräch natürlicherweise immer wieder auf die Brandnacht. Wieder tauchten die alten Gerüchte auf, die Gemüter erhitzen sich um sie, und einmal drohte ein solcher Streit fast in Tätlichkeiten auszuarten, die nur dadurch verhindert wurden, daß der Kanzlist Kellermann, der diesen Abend ausnahmsweise im Wirtshaus verbrachte, den Bauern versicherte, es hätten sich auch nicht die geringsten Anzeichen dafür ergeben, daß das Feuer von Brenner selbst angelegt worden sei. Kellermann sprach ruhig und ohne Erregung, die Art seiner Rede ließ erkennen, daß er in keiner Weise für den Bauern Brenner Partei ergreifen, sondern nur der Wahrheit zum Recht verhelfen wollte. Er hielt es auch für seine Pflicht, alle die zu warnen, die immer wieder von einer Brandstiftung Brenners sprachen. Er machte sie auf die ernstesten Folgen aufmerksam, die entstehen müßten, wenn Brenner sich dagegen auf gerichtlichem Wege wenden würde. Die Bauern hörten sich Kellermanns Meinung betreten an und suchten nach einem anderen Thema.

Kellermann, ein Einspänner und undurchsichtiger Sonderling, der im allgemeinen mit den Bauern nur wenig Kontakt hatte, trank indessen seinen Wein rascher aus als er selbst beabsichtigt und die anderen erwartet hatten. Als er das Wirtshaus verließ, ging er nicht in seine Wohnung zurück, sondern suchte geradewegs das abgebrannte Gehöft auf, wo der Neubau halb fertig stand. Hier verharrte er eine Weile, schüttelte einige Male den Kopf, sprach ein paar unverständliche Worte vor sich hin und kehrte dann auf Umwegen zu seiner Wohnung zurück.

Der Kanzlist bewohnte im Hause des Lehrers ein

Zimmer, das mit Büchern vollgestopft war. Nach den Titeln dieser Bücher war kaum zu sagen, was sie zur Einheit einer Bibliothek verband. Hier standen Romane guter Autoren neben mittelmäßigen und schlechten, hier gab es Reisebücher, vor allem aber entdeckte man eine Fülle von Büchern der Seelenkunde, in denen die geheimnisvollen Unterreiche der menschlichen Seele erforscht, gedeutet und beschrieben waren. Zu allen Zeiten wußte man wohl von dem Vorhandensein dieser Welt, aber erst in unserer Gegenwart wurden die verschiedenen Schichten erkannt und benannt und damit in ihrer besonderen Wirkung erweckt. In dieser merkwürdigen Welt verbrachte Kellermann seine langen Abende und die halben Nächte. Dann und wann empfing er sonnabends oder sonntags den Besuch eines etwa gleichaltrigen Menschen, mit dem der sonst Wortkarge lange Gespräche zu führen pflegte. Wenn die etwas neugierige Frau des Lehrers diese Gespräche mitunter belauschte, mußte sie spüren, daß *dieser* Kellermann ein anderer war als *der*, der auf dem Rathaus ein stilles, korrektes, freilich für ihre Begriffe etwas verschlossenes Dasein führte. Indessen aber hatten der Lehrer und seine Frau, hatten wohl auch andere Mitbürger in der letzten Zeit eine fühlbare Veränderung in seinem Wesen entdeckt. Er war noch scheuer als er ohnehin schon war, die Hemmungen im Umgang mit den Menschen waren noch fühlbarer geworden, er gab sich aber auch bewußt Mühe, diese Hemmungen zu überwinden, was ihm freilich nur unzulänglich gelang. Dieser Zustand, schon vor jenem Brande auftretend, schien hernach derart verschlimmert, daß Kellermann, der kaum je Anlaß zu Tadel gegeben hatte, plötzlich reizbar und oft grundlos erregt war. Zunächst schrieb man das der Überarbeitung zu, denn nun, da Kellermanns seelische Verfassung sich verschlechtert hatte, fiel ihm auch die Arbeit schwerer, und er war gezwungen, um nicht in Rückstand zu kommen, oft bis in die Nachtstunden über seinen Akten zu sitzen.

Indessen aber ging das Leben im Dorf weiter, dem Winter folgte der Frühling, und der Neubau des Bauern Brenner ging seiner Vollendung entgegen. In diesen Tagen geschah nun etwas, was die Menschen im Dorfe in Erregung versetzte. Von dem Kanzlisten, der an einem Nachmittag mit unbekanntem Ziele abgereist war, ging beim Bürgermeister ein Brief ein, in dem er in kurzen dienstlichen Sätzen mitteilte, er selbst habe das Anwesen des Bauern Brenner in Brand gesteckt und er habe sich in O., einer Stadt im Norden des Landes, der Polizei gemeldet. Eine Begründung seiner Tat war nicht beigefügt. In O. hatte Kellermann erklärt, er habe die Scheune in Brand ge-

steckt, indem er durch ein offenes Fenster ein brennendes Zündholz in das Stroh geworfen habe. Darüber befragt, welche Beweggründe er dafür gehabt habe, antwortete er, es sei eigentlich kein Grund für sein Tun gegeben. Unzählige Male sei er an dieser und an anderen strohgefüllten Scheunen vorübergegangen und habe dabei immer mit dem Gedanken gespielt, welche inneren Folgen es für einen Menschen habe, der, ohne ein Verbrecher zu sein, einen solchen Brand anlege. Immer wieder sei in allen Phasen eine innere Verwandlung vor ihm gestanden, bis er dann eines Tages, überwältigt von diesen dunklen und wie er wohl wisse, bösen Kräften die Tat ausgeführt habe. Er habe dabei das Gefühl gehabt, ein anderer Mensch sei gleichsam aus ihm herausgestiegen, einer, mit dem er immer zusammen gelebt habe, ein dämonischer, ein böser Mensch, ein Mensch ohne Hemmungen, ein Mensch der Triebe und der Leidenschaften. Der sei aus ihm herausgetreten, habe das Zündholz entflammt und in das Stroh geworfen. Er selbst sei lange ganz ruhig geblieben, habe alle Kräfte zusammengefaßt, um die Protokolle zu schreiben, sei erleichtert gewesen, als durch das Ergebnis der Untersuchungen niemand belastet wurde. Als er aber in diesem Winter plötzlich im Gasthaus gehört habe, daß gewisse Leute noch immer den Bauern der Brandstiftung bezichtigten, sei plötzlich wieder alles in seinem Inneren in Bewegung geraten. Er habe Furchtbare erlebt, Ängste, Qualen, Schmerzen, Leiden aller Art, so daß er oft gefürchtet habe, wahnsinnig zu werden. Er habe auch das Gefühl gehabt, eine dunkle Welt in ihm selbst breite sich über die Helle einer oberen lichten Sphäre immer mehr aus, so daß er am Ende fähig und bereit gewesen wäre, abermals eine schlechte Tat zu vollbringen. Er habe sich vor dem anderen, dem Bösen in sich, gefürchtet. In diesem Zustand habe er keine andere Rettung für sich selbst gesehen, als seine Tat zu gestehen. Nun wolle er gewissermaßen frei werden von der Macht des Bösen in sich selbst, und gebe sich der Gerechtigkeit hin, daß sie ihn oder den anderen in sich um des Bösen willen strafe.

Es war ein merkwürdiges Bekenntnis, das der bleiche, erschütterte und zerrüttete junge Mensch ablegte.

„Kein Mensch ist nur er selbst. In ihm leben viele. Gute und Böse“, sagte Kellermann noch. „Wer aber mit dem Bösen umgeht, und sei es auch nur, indem er mit ihm spielt, der hat sich ihm verschrieben. Wenn er nicht über sich selbst wacht, überwältigt der Böse den Guten in uns. Ich gewährte dem Bösen Gewalt über mich. Mein Wille war schwach. Ich muß hart bestraft werden. Nehmen Sie das ruhig ins Protokoll auf. Ich erwarte keine mildernden Umstände, keine

Gnade. Man soll nicht nach Gutachten fragen. Die Strafe muß den treffen, der gehandelt hat und wenn es der andere war, der ich eigentlich nicht bin.“

In der Gerichtsverhandlung wollte es der Angeklagte dem Richter leicht machen, indem er ihm noch einmal klar und ohne alle Umschweife schilderte, wie es zu der Tat gekommen war. Dem Richter indessen fiel das Urteil schwer insofern er wußte, daß er in Kellermann nicht einen Verbrecher der üblichen Art vor sich hatte, sondern einen Menschen, der aus Neugierde oder aber aus spielerischer Lust mit den unteren Sphären der menschlichen Seele in eine verhängnisvolle Berührung gekommen war, so daß das Böse, verlockt durch ein wollüstiges und neugieriges Spiel, Gewalt über seine Seele gewann. Er war der Täter und er war es doch nicht, es war der andere, der aus ihm herausgetreten war, den es aber nun gar nicht mehr gab. Wie sollte man einen solchen Menschen strafen? Das Gesetzbuch kannte diesen Fall nicht und doch verlangte die Gerechtigkeit, verlangte der Angeklagte selbst nach einer Strafe.

War dem Buchstaben des Gesetzes Genüge getan, wenn man diesen Menschen ins Gefängnis oder gar ins Zuchthaus schickte, so war damit das Unrecht nicht gesühnt, das geschehen war. Und wer konnte wissen, ob dieser Kellermann, unbescholten wie er war, nun, da er in die Sphäre derer gestoßen wurde, die wirkliche Verbrechen begangen hatten, nicht selbst zum Verbrecher wurde?

Aufgefordert, ein letztes Wort zu seiner Verteidigung zu sprechen, wiederholte Kellermann nur, was er schon früher bekannt hatte: „Bestrafen Sie mich hart, so hart als möglich, ich habe mich selbst den Mächten des Bösen ausgeliefert, ich habe Haus und Hof vernichtet, habe Menschenleben in Gefahr gebracht, ich vermag das alles nie wiedergutzumachen. Den anderen gibt es nicht mehr, der das alles getan hat, ich weiß das, aber ich habe für den anderen einzutreten, ich muß büßen, ich ließ mich mit ihm ein. Ich bin zwar kein Verbrecher, ich weiß nicht welchen Namen ich verdiene. Ich habe unzählige Nächte über den Büchern gegessen und habe zu erfahren versucht, was tief in unserem Innern, in unserer Seele vorgeht, was uns zu unseren Handlungen treibt und zwingt. Es waren Abgründe, in die ich blickte. Schließlich bin ich selbst, schwindlig wie mir war, in solch einen Abgrund gestürzt. Ich habe vergessen, daß es das Licht ist, dem wir folgen müssen, ich wußte nicht, daß nur der Starke, der mit einem Harnisch von Licht gewappnet ist, sich in den Rachen der Finsternis wagen darf. Ich aber war ein schwacher Mensch, ich unterlag den Verlockungen der Tiefe, dem schaurig-schönen Spiel

mit dem Bösen. Der andere in mir, der Rätselhafte, der Böse siegte und stieg in jener Nacht aus mir heraus und warf das Zündholz in die Scheune.“

Es war ein Widerspruch zwischen diesen sicheren und mit scheinbar fester Stimme vorgetragenen Worten und der von Schmerz und Verzweiflung gezeichneten Gestalt Kellermanns, dessen fahles, zerfurchtes Gesicht von den mit Büchern verbrachten Nächten Kunde gab. Es war noch einmal die Stimme des anderen gewesen. Die zahlreichen Zuhörer, die der Verhandlung aufmerksam folgten, waren erschüttert von dem, was der Kanzlist sagte, selbst dem Bauern Brenner, der empört über das Unrecht, das ihm angetan worden war, ebenfalls die höchste Strafe forderte, schienen die Sätze zu Herzen gegangen zu sein, der strenge, harte und mitleidlose Zug in seinem Antlitz löste sich auf und machte einem Zug, der von Menschlichkeit, ja von Güte sprach, Platz.

„Wenn Sie an etwas geglaubt hätten, dann wären Sie nicht dem Teufel verfallen“, rief er plötzlich in die atemlose Stille, die nach Kellermanns Worten den Gerichtssaal erfüllte. „Der andere, den gibt es nicht, der andere, das ist der Teufel in Ihnen. Den besiegt nur der Glaube.“

Während Kellermann in diesem Augenblick zusammensank, als habe ihn dieses Wort tödlich getroffen, warf der Richter einen mißbilligenden Blick auf den Bauern. Als am späten Nachmittag nach langen Beratungen das Urteil verkündet wurde, sagte der Richter, er müsse über den Angeklagten die Mindeststrafe wegen vorsätzlicher Brandstiftung verhängen, obwohl er wisse, daß er selbst und wohl auch mancher der Anwesenden eine höhere Strafe fordere. Die Entscheidung begründete er damit, daß er daran erinnerte, wie wenig die Strafe einen Menschen zu treffen vermöge, der vom Schicksal selbst hart getroffen sei, der bekenne, daß es für ihn nur *einen* Weg gäbe, hinfort nicht mehr den lockenden Mächten von unten, sondern den Kräften von oben zu folgen. Er sei überzeugt, der Angeklagte werde, was in seinen Kräften stehe, versuchen, das Unrecht, das er oder, wie er auch sagte, der andere in ihm, getan habe, wiedergutzumachen. Der andere in ihm, der sei freilich kaum mehr zu fassen, der habe sich fortbegeben, hinein in ein Nichts, das ein Bereich des Bösen sei.

Kellermann nahm das Urteil hin mit dem Gefühl, er beginne nun den langen und schweren Weg zu beschreiten, auf dem er sich aus der Finsternis wieder zum Licht durchringen müsse, auf dem er sich gegen den anderen wehren mußte, wenn er sich wieder nahen sollte.

Als der Amtsdienstler Kellermann vom Gerichtssaal in

die Haft zurückbrachte, ging die Sonne eben unter. Die hohen Giebel der Bürgerhäuser, das zarte junge Grün der Kastanienbäume, die weißen und roten Kerzen ihrer Blüten, alles lag in ihrem reinen Licht. Kellermann war von der Schönheit der Dinge ange-rührt und erinnerte sich eines Abends, an dem er als ganz junger Mensch durch eine Kastanienallee ge-gangen war, erfüllt und bewegt von einer Kraft, für

die er keinen Namen hatte. Er spürte, daß es ein Zauber war, der ihn berührte. Damals hatte er noch an das Vollkommene geglaubt. Dann waren Tage ge-kommen, da er schmerzlich empfand, daß es dieses Vollkommene plötzlich nicht mehr gab. Jetzt war er entschlossen, den Weg zurück zu suchen, den Weg zum Zauber der Reinheit und der Schönheit. Zurück zum Wunder der Natur, der er so sehr entfallen war.

## Die Vereinödung in Oberschwaben

Von Rudolf Autenrieth

Flurbereinigung – das Wort ist zur Zeit im Munde aller Bauern, die Presse schreibt darüber, es wird darüber debattiert, bis wann sie abgeschlossen ist, welche Vor-teile sie bringen wird. Meist wird die bedeutsame agrar-politische Maßnahme begrüßt; von maßgeblicher Seite wird vor zu großem Optimismus bezüglich der Auswir-kung gewarnt, mit längerem Zeitraum bis zum Ab-schluß – vielleicht mit Jahrzehnten – wird gerechnet, es wird ein gerütteltes Maß an Arbeit geben.

Wer aber weiß noch, daß solche Feldbereinigung für Oberschwaben (auch das bayerische Schwaben ist darun-ter zu verstehen) nichts Neues ist, daß schon vor Jahr-hunderten dort Feldbereinigung getrieben wurde, daß auch andere Länder wie Dänemark, Schweden sie kann-ten; in der Mitte des 16. Jahrhunderts setzte sie – damals „Vereinödung“ geheißen – in Oberschwaben ein, erst langsam und vereinzelt, in bestimmten Gebieten, später weiter um sich greifend, beschleunigt; am Anfang des 19. Jahrhunderts kam sie zum Abschluß.

Groß mag das Erstaunen der Beamten des von Napoleon neu geschaffenen Königreichs Württemberg gewesen sein, als sie in seinem südlichen Teil statt den auf den Karten eingetragenen Dörfern und Flecken Dutzende von Wei-tern und Höfen in den Feldern verstreut vorfanden. Das war am Ende des so lange währenden Vorgangs.

Was hatte den Anstoß zu ihm gegeben? Alle die Miß-stände, die beim Dörfler mit einem vom Hof weit ent-fernten Grundbesitz verbunden waren: die Gemenge-lage und mit ihr die gegenseitigen Weidedienstbarkeiten, besonders das Tret- und Trepprecht, die Unmöglichkeit einer selbständigen, guten, intensiven Bodenbenützung, zu große Entfernung der im Gemeindeeigentum stehen- den Viehweide, Düngerentgang, Zwergparzellen, zu viele, zu schlechte und oft nach Regen unbrauchbare Feld-wege, die zu intensive Abnützung des Wagenmaterials und Gespanns, der große Zeitverlust infolge weiter Entfernung der einzelnen Grundstücke voneinander, Schwierigkeiten, die Ernte bei drohendem Gewitter ein-zubringen. Dazu der Flurzwang, die Dreifelderwirt-

schaft, die zwar notwendig war, aber oft als lästig emp-funden wurde. Aus allem ergaben sich oft endlose Pro- zesse, Zank und Streit, gestörte Nachbarschaft; „Späne und Irrungen“ um „Wunn und Weid, Trieb und Tratt“ sind im Mittelalter eine Begleiterscheinung des bäuer- lichen Lebens in Oberschwaben. In den Bauernaufständen zu Beginn des 16. Jahrhunderts wird darüber sehr ge- klagt.

So war es kein Wunder, daß die Vereinödung von den Bauern selbst gewünscht wurde; obrigkeitliche Verord- nungen gab es wohl auch, so unter Kaiser Josef II in Vor- arlberg. Aber meist lag freier Wille vor, zumal nachdem mustergültig durchgeführte Bereinigungen die Vorteile der deuten Landaufteilung erkennen ließen. Das gelungene Beispiel ermunterete zu weiteren Vereinödungen. Da heißt es etwa in einer Urkunde, daß man „den Segen der Vereinödung mit Händen greifen könne“, oder es wird in einem anderen Dorf überschwenglich festgestellt, „sie wollten, daß auch für ihre Gemeinde diese und 100 an- dere Vorteile erblühen, und zu ewigen Zeiten auch von ihrer Nachkommenschaft die herrlichen Früchte gesam- melt werden möchten.“ Auch wird ausgesprochene wirt- schaftliche Notlage als Grund angegeben; doch sind das Ausnahmefälle.

Als Kuriosum sei aber auch aus einer Rede eines Pfarrers anlässlich einer Vereinödung im Jahre 1753 angeführt, daß das Vereinöden „vom Teufel herkomme und also diejenigen schwerlich selig werden können, welches solches suchen.“ Mit humorvollen Einwendungen wie daß die, die schon Vereinödung durchgeführt haben, schlechte Aus- sichten hätten, ins Himmelreich zu kommen, einschließ- lich der die Zustimmung erteilenden Regierungen wird diesen ewig Gestrigen begegnet.

Interessant ist, daß 1780 Graf Franz Anton von Wald- burg-Zeil eine Schrift „Gedanken über die Vereinödung“ herausgab, durch die er sich in die Reihen der Gegner stellte. (Die Herrschaft Zeil war damals so ziemlich schon vereinödet). Er lehnt darin „das Modesystem der Zer- teilung der Dörfer und der Vereinzelung der Bauern-



Oberschwäbische Landschaft

Aufnahme Kranich/Brinzer

güter“ ab. Er sieht schwarz bezüglich der Kosten, pro-  
 phezeit Vernachlässigung der religiösen Pflichten wegen  
 der weiten Wege zur Kirche, Zunahme des Aberglaubens,  
 der Unbildung, Engstirnigkeit und Menschenscheu.

Der Graf hat nicht recht behalten; heute im Zeitalter des  
 Funks, der Motorisierung, der Presse, der allgemeinen  
 Schulpflicht gelten seine Bedenken vollends nicht. Rich-  
 tige allgemeine Einwendungen der früheren Zeit waren,  
 daß Schul- und Kirchenwege mehr Zeit beanspruchten,  
 ebenso die Wege zum Krämer, zum Käser, zum Rathaus,  
 zum Arzt.

Wie ging nun das Vereinöden praktisch vor sich und wie  
 sah das Bild der Landschaft – sagen wir einmal aus der  
 Perspektive eines heutigen Flugzeuges – nachher aus?  
 Einöden sind im Allgäu im ursprünglichen Sinn im frühen  
 Mittelalter Einzelgehöfte fern vom Dorf und der Dorf-  
 flur; es gab dort keinen Flurzwang und keine gegen-  
 seitigen Weidedienstbarkeiten. Die Vereinödung in un-  
 serem Sinn beseitigte die Gemengelage, Grundstücke  
 wurden zusammengelegt, „arrondiert“, ausgetauscht.

Kam noch der „Ausbau“ hinzu, d. h. wurden die Ge-  
 bäude außerhalb des Dorfes in die Feldflur gelegt (dies  
 war die radikalste Form von Vereinödung –, doch ist  
 „Ausbau“ nicht miterforderlich zum Begriff der Verein-  
 ödung), so wurden die Vorteile noch greifbarer. Die lan-  
 gen Anfahrtswege kamen dann in Wegfall.

Felder und Wälder lagern sich jetzt um den Hof; die  
 Zwergparzellen sind verschwunden, der Flurzwang fällt  
 jetzt meist von selber weg. Der Bauer kann besser  
 meliorieren, die Art der Verwendung von Grund und  
 Boden frei selbst bestimmen. Die Grenzraine verschwin-  
 den; es tritt eine größere Rechtssicherheit bezüglich der  
 Grenzen ein. Die Zahl der Rechtsstreitigkeiten vermin-  
 dert sich. Die nachbarlichen Beziehungen werden fried-  
 licher. Es tritt eine Hebung des Viehstandes ein. (Es geht  
 weniger Dünger verloren, die weiten Weidegänge des  
 Viehs kommen in Wegfall; vielfach erfolgt Stallfütterung,  
 das Futter ist reichlicher). Die Produktionskosten min-  
 dern sich. Arbeitskräfte, Spannvieh, Ackergeräte werden  
 gespart; der Hof braucht weniger Zäune.

Das Gesamtergebnis ist: die landwirtschaftliche Produktion wird gesteigert der Wohlstand nimmt zu, auch eine Steigerung der Bodenwerte tritt ein. Nicht umsonst heißt es in einer Urkunde: „Manches Gut, das vorher nur eine Familie kärglich ernährte, nährt jetzt deren zwei.“

Wie schon eingangs erwähnt, zog sich die Vereinödung in Oberschwaben über Jahrhunderte hin; sie wurde in den einzelnen Gebieten auch nicht gleichzeitig durchgeführt; die Intensität der Bewegung war verschieden, sie entwickelte sich aus ganz kleinen Anfängen. Es war – wenn wir diesen Vergleich heranziehen dürfen – ähnlich wie bei politischen Bewegungen: haben sie Erfolge aufzuweisen, so schwillt die Zahl der Parteigänger an. Das Fiasko, das die Anhängerzahl zerstreut, blieb hier aus.

Im Stift Kempten zeigen sich die ersten Vereinödungen etwa um 1550. In der Zeit, in der die Vereinöderungsbewegung im Kemptischen Gebiet ihre Blüte erreicht hat (Hofrat Höslen, ein Feldmesser, trägt durch seine Aktivität im letzten Drittel des 18. Jahrhunderts besonders dazu bei), begegnen wir stärkeren Vereinödungsbestrebungen auch außerhalb dieses Gebiets (z. B. in Vorarlberg unter Kaiser Josef II.). Dann gehts im Südwesten und Westen von Kempten weiter: besonders im Gebiet von Waldburg, Wangen, Leutkirch, um 1770 im Osten des Stifts Kempten, im Gebiet des Bistums Augsburg. Um welche Mengen es sich handelt, zeigt eine Zahl: Vor 1791, dem Jahr des Erlasses der Kemptischen Vereinödungsordnung, gab es im Stiftsgebiet etwa 230 Vereinödungen.

Die Ausdehnung nach Norden erfaßt dann das Gebiet der Reichsstadt Memmingen usw. In den dreißiger Jahren des 19. Jahrhunderts hören die Vereinödungen auf. Hemmend wirkte im Württembergischen ein Ministerial-

Erlaß von 1819, der den „Ausbau“ untersagte (aus verwaltungstechnischen Gründen, auf die wir oben schon eingingen). Im ganzen gesehen wurde etwa folgendes Gebiet vereinödet: die Grenze bildet im Osten der Lech, im Norden ungefähr die Linie von Kaufbeuren über Mindelheim bis wenige Kilometer nördlich von Memmingen und von hier über Wurzach und Ravensburg an den Bodensee bei Friedrichshafen. Die südöstliche und südliche Grenze der Bewegung wird durch die Allgäuer Alpen gebildet. Im Südwesten geht die durch das Beispiel Kemptens angeregte Vereinödung im Bezirk des heutigen Amtsgerichts Weiler über in die österreichischen Vereinödungen unter Josef II.

Man fragt sich, warum aber fanden die Vereinödungen gerade in diesem Gebiet statt? In erster Linie begünstigte die günstige Landschaftsstruktur die Maßnahme (Hügel, dazwischen Wasserläufe, kaum ausgedehntere Hochflächen); hinzu kamen das Entgegenkommen der Herrschaft, die meist dem niederen Adel angehörte und mit bäuerlichen Verhältnissen vertraut war (in Bayern bereiteten Regierung und Grundherrn den Arrondierungen unübersteigbare Hindernisse) und schließlich Unternehmungslust und praktischer Sinn des Volksschlages.

Die Oberschwaben hatten nach dem „Hilf dir selbst, so hilft dir Gott“ ihr Schicksal in die Hand genommen. Die blühende Milch- und Käsewirtschaft des heutigen Allgäus (denn auch die Viehzahl erhöhte sich) ist weitgehend durch die Vereinödung bedingt.

Fürs Auge des Wanderers, des Reisenden, wurde durch die Vereinödung das Landschaftsbild entscheidend verändert.

## Schutz den Grubstätten

*Von Hermann Wille*

Was Grubstätten sind, ist vielen Heutigen nicht mehr bewußt. Der Name sagt, daß es sich um Stätten handelt, wo man gruben, d. h. ausruhen kann. Begegnet man aber solchen (Bild 1), so kann man sich nicht vorstellen, wie man hier ruhen soll, sind es doch Steinbänke in Höhe von 1,30 bis 1,50 m, worauf man sich weder legen noch setzen kann, höchstens an solchen mit kleinen Nebenbänkchen (Bild 2). Für welchen Zweck sie meistens errichtet wurden, sagt uns besser die volksmundliche Benennung „Asetzete“. In früheren Zeiten wurden weit mehr Lasten auf dem Kopf oder Rücken getragen, und zwar vom und ins Feld oder gar über Feld. Wollte man sich von der Last ausruhen, so konnte man diese leicht auf diesen

hohen Bänken absetzen, und was noch wichtiger war, ohne fremde Hilfe „sich aufhelfen“.

Was gab es nicht alles zu tragen: Mittagessen und Vesper für die in Feld und Wald Beschäftigten; Bündel mit gesammeltem Reisig; an Wochenmarkttagen Obst, Feldfrüchte, Eier, Butter u. a. in Körben. Besonders Bötinnen, die regelmäßig Besorgungen in der Stadt machten, bedurften solcher Stätten. Ärmere Leute, die sich keinen „Zug“ (Gespann) leisten konnten, mußten das Futter in großen Grastüchern, die mit vier Stricken zusammengeschnürt – Plunder genannt – heimbefördern. Damit aber die Lasten nicht zu sehr auf den Kopf drückten, bediente man sich des „Bauschtes“ in Form eines gepolsterten ring-



1



2



3

förmigen Kissens. Welch nettes Bild boten Frauen und Kinder, wenn sie „oghebt“ in aufrechter Haltung dahingingen und plauderten. Heute stehen diese Grubstätten zweckvergessen in der Landschaft, hauptsächlich in Gemeinden mit großer Markung und in Weinbaugegenden, und zwar meistens an Weggabeln oder vor Stadteingängen. Sie bieten ein malerisches Bild, besonders wenn sie noch unter schatten spendenden Linden oder Kastanien stehen, und beleben die Landschaft.

Leider sind auch die Grubstätten bedroht und immer wieder macht man die Erfahrung, daß sie entfernt oder gar mutwillig zerschlagen werden (Bild 3).

Die heutige Wirtschaftsweise wirkt umformend in dem Sinne, daß mit den alten Arbeitsmethoden auch die damit zusammenhängenden Anlagen verschwinden. Flurbereinigung, Straßenbau, Flußbegradigung u. a. bewirken, daß diese Anlagen zwecklos und hinderlich werden. Es sei erinnert an alte Mark-, Geleit- und Pirschsteine, an Stellfallen zum Aufstauen des Wassers bei Wiesenbewässerung, an Kilometersteine mit Höhenangaben, Brechelöcher an Wegen, das sind hufeisenförmige ausgemauerte Gruben, über denen Flachs und Hanf vor dem Brechen geröstet wurden. An die früheren Schafwäschen (ummauerte Tümpel) erinnert manchmal noch der Flurnamen. Feldhüter- und Unterstandshäuschen gehen ebenfalls ein und auch Feldbrunnen.

Es ist bedauerlich, daß vieles verschwinden muß. Vieles was unbedingt nötig wäre zur Pflege der Heimatgeschichte wird leider auch unbedacht entfernt. Mit dem Verschwinden dieser Zeugen der Vergangenheit verliert unsere Landschaft das, was uns Heutigen mit unseren Vorfahren und deren Lebensformen verbindet und den geistigen Zusammenhang ermöglicht. Immer schwerer wird es dem denkenden Menschen, der sinnend durch die Landschaft schreitet, Vergangenes mit Gegenwärtigem in seinem Bewußtsein zu verbinden.

Selten wird es nötig sein, Grubstätten zu entfernen, zumal sie auf gemeindeeigenem Boden stehen. Können sie doch unserem heutigen Geschlecht von den Mühsalen unserer Ahnen, deren Schwere von den Menschen im Zeitalter der Motorisierung kaum richtig nachempfunden werden kann.

Deshalb „Schutz den Grubstätten“!

Die Bilder stammen aus der Umgebung von Heimsheim  
Aufnahme 1 Schmidbauer, Aufnahme 2 und 3 Freihofer

# Die Ruine Jungingen - Affenschmalz

Von Heinrich Lauer

Kommt man von Hechingen her das Killertal herauf, so sieht man südlich des Dorfes Jungingen eine Geländekuppe. Sie ist in etwa halber Höhe dem steil aufragenden Himberg vorgelagert und mit Nadelwald bedeckt. Nur auf ihrer höchsten Stelle ist sie mit alten Buchen bestanden, die sich weithin sichtbar von dem Dunkel des Nadelholzes abheben. Diese Buchen stehen auf dem Platz der Ruine Jungingen, die ungefähr einen Kilometer im Süden des Ortes in 739 Meter Höhe liegt.

Die Wehranlage wurde auf den Resten einer Schuttedecke aus Weiß-Jura-ß erbaut, die einst vom Himberg abrutschte und den hier bis in über 720 Meter Höhe anstehenden Braun-Jura überlagert. Die Burg lag hart an der Kante eines nach Südwesten abfallenden Steilhanges, so daß sie von dieser Seite her bereits durch die Geländeform hinreichend geschützt war. Aus diesem Grunde konnte die Anlage eines Trockengrabens auch auf die übrigen, sanfter geneigten Hänge beschränkt bleiben. Das Gelände der Wehranlage bietet so das Bild eines Kegelstumpfes, den der Hauptgraben in Form eines nach Südwesten offenen Hufeisens umgibt. Die beiden offenen Grabenenden sind durch eine schmale Terrasse miteinander verbunden – ein Abrutschen des Geländes nach der Anlage des Grabens ist nicht anzunehmen. Im Nordosten ist dem Hauptgraben ein kleineres Grabensystem vorgelagert. Hier ist der ehemalige Zugang zu suchen.

Die eigentliche Burg, die Wehranlage, war auf der Oberfläche des grabenumgebenen Kegelstumpfes erbaut. Ihr einstiger Name ist nicht mehr bekannt, heute ist der Name der Flur „Bürgle“.

Die Bezeichnung „Affenschmalz“, die sich auf den Karten der Gegend findet, besteht zu Unrecht. Das Geschlecht derer von Killer gen. Affenschmalz saß in den Nachbarorten Killer und Ringingen. In Jungingen selbst hatte es weder Sitz noch Rechte. Vermutlich steht diese Bezeichnung in Zusammenhang mit einem Jahrtag, den die Affenschmalz im Jahre 1406 nach Ringingen stifteten, der aber um 1800 unvermittelt im Anniversar von Jungingen auftaucht. Der Name „Affenschmalz“ selbst geht wahrscheinlich zurück auf einen Übernamen, der sich auf die pomadisierte Haartracht seines Trägers bezog. Eine andere Deutung sieht Kraus (Hohenzoll. Jahreshefte 1954, S. 104) in der Entwicklung aus einer verballhornten italienischen

Redensart „affe smalto“, auf gut Schwäbisch „Jo, an Dreck!“

Erst in jüngster Zeit wurde als Bezeichnung für die Ruine „Hohenjungingen“ angenommen.

Über die Geschichte der Burg ist nur wenig bekannt. Die Herren von Jungingen – Konrad und Ullrich, beide Hochmeister des Deutschen Ritterordens, entstammen diesem Geschlecht – hatten gegen Ende des 13. Jahrhunderts ihren Besitz in Jungingen dem Johanniter-Orden überlassen. Aber bereits im Jahre 1300 gelangte die Burg samt Zubehör auf dem Tauschweg an Württemberg. Unter der Herrschaft Eberhards wurde sie im Jahre 1311 von den Reutlingern im Reichskrieg gegen Württemberg gebrochen. Seit dieser Zeit liegt sie wüst.

Wiederholt wurde versucht, durch Grabungen das Geheimnis der saganumwobenen Ruine zu lichten. Mauerreste fanden sich ebenso wenig wie der obligatorische Schatz, der im Keller der Burg von einem schwarzen Hund bewacht wird. Nur Dachziegel und vereinzelte Gefäßscherben kamen zum Vorschein. Mit der Unterstützung des Staatlichen Amtes für Denkmalpflege in Tübingen, des Landeskommunalverbandes der Hohenzollerischen Lande in Sigmaringen und der Gemeinde Jungingen konnten in den Jahren von 1952 bis 1955 mehrere Grabungen durchgeführt werden, die Aufschluß gaben über die einstigen Verhältnisse in diesem Burgstall.

Im ganzen betrachtet läßt sich die frühere Anlage in drei größere Komplexe gliedern. In der Mitte des Burgstalles liegt die Wehranlage auf der höchsten Stelle des Geländes. Südöstlich davon erstreckt sich das weitläufige Wirtschaftsgelände. Im Norden wird die Anlage durch ein Grabensystem eingeschlossen, das die Burg in einem flachen Bogen umgibt.

Das abgedeckte Mauerwerk der Wehranlage liegt als Rechteck von 11,4 Meter Breite und 21,65 Meter Länge in nordöstlicher Richtung auf der Oberfläche des Bergkegels. Der im Osten gelegene Hauptbau ist 9,3 Meter lang. Seine Grundmauern sind an den drei Außenseiten 1,5 Meter stark, die vierte auf der Hofseite nur 0,7 Meter. An diesen Teil der Burg schließt sich westwärts ein kleineres Gebäude an, dessen Innenmaße 5,4 mal 4,6 Meter betragen. Seine Mauern zeigen eine Stärke von 1,0 bzw. 1,25 Metern und grenzen mit zwei Seiten an einen ummauerten Hofraum. Die Hofmauer, die den L-förmig angelegten



Ruine Jungingen-Affenschmalz von Südosten

Hof umschließt, wurde mindestens an ihrer westlichen Ecke durch einen Pfeiler gestützt. Kurz vor ihrem Anschluß an das Hauptgebäude ist sie ebenso wie das dort liegende Fundament des Nebengebäudes bis auf das Anstehende ausgeräumt, so daß über den Eingang zum Burghof, der hier zu suchen ist, keine Aussage gemacht werden kann.

Es ist sehr wahrscheinlich, daß diese gesamte Anlage in einem Zuge errichtet wurde. Eine Ausnahme machen dabei vermutlich nur die beiden vor der nordöstlichen Mauer des Hauptgebäudes angesetzten Stützpfeiler mit der zwischen ihnen verlaufenden Verstärkungsmauer. Bis auf dieses Mauerstück, das als Füllmauer errichtet wurde, sind sämtliche Fundamente als Vollmauern aufgeführt. Als Material wurden die an Ort und Stelle gebrochenen Weiß-Jura-Kalke verwandt, die keine weitere Bearbeitung erfuhren. Braun-Jura-Material findet sich nur selten. Sand- und Backsteine waren wohl im Schutt zu finden, aber nicht im Verband zu beobachten. Die Kellermauern sind mit ihrer Außenseite direkt an die Wände der Baugrube angesetzt und ließen keine weitere Unterteilung der beiden großen Kellerräume er-

kennen. Auch Gewölbeansätze waren bis in eine Höhe von 1,5 Meter nicht nachzuweisen, so daß wir mit Sicherheit eine Balkendecke über den Kellerräumen der Burg annehmen können.

Im Gegensatz zu allen übrigen Grundmauern, in denen sich keinerlei Öffnungen befinden, weist die Südostmauer des Hauptgebäudes zwei Fenster auf, von denen das östliche gut erhalten blieb. Hier liegt vor der Außenseite der Mauer, nicht in ihren Verband einbezogen, ein Lichtschacht, der bei einer oberen Öffnung von 45 cm Breite und 75 cm Länge 35 cm tief unter die alte Oberfläche reicht. Seine Wände bilden gut zusammengepaßte Steinplatten, die nach außen zu schräg geneigt sind. Das eigentliche Fenster durchbricht als senkrecht verlaufender Spalt von 15 cm die Mauer. Ein Sturz ließ sich auch in Spuren nicht mehr nachweisen, so daß eine Öffnungshöhe von mindestens 50 cm angenommen werden muß. Nach innen zu springen die Mauern beiderseits schräg zurück. Der Boden der Fensterleibung fällt nach innen zu ab.

Vor der Nordostmauer des Hauptgebäudes liegen die Fundamente zweier Stützpfeiler, die jedoch nicht in



Backofenfundament des Wirtschaftshauses.  
Die Dachziegel dienten als Auflage der untersten Ofenkacheln

den erhaltenen Verband der Grundmauer eingreifen, also sehr wahrscheinlich erst nachträglich vorgesetzt wurden. Das gleiche gilt auch für die zwischen ihnen im spitzen Winkel verlaufende Mauer. In ihrem südlichen Teil ist sie als Füllmauer ausgeführt, während sie sich gegen den nördlichen Pfeiler zu in einem Lehmwall an der Gebäudemauer fortsetzt. Leider wurde durch einen Graben, den man in der Mitte der Nordostmauer vor längerer Zeit zog, gerade die Nahtstelle zwischen Füllmauer und Lehmwall völlig ausgeräumt, so daß sich keinerlei Aussagen über den Grund dieser verschiedenartigen Ausführung machen lassen. Ebenso war nicht aus den erhaltenen Resten mit Sicherheit zu ermitteln, warum diese zusätzlichen Verstärkungen in dieser Weise überhaupt durchgeführt wurden.

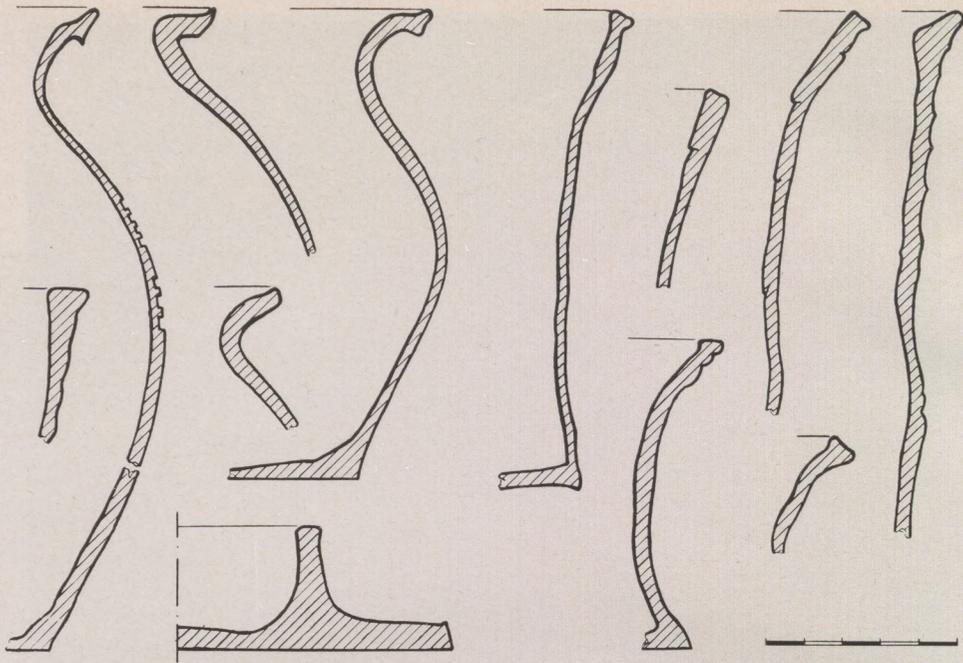
Über den weiteren Aufbau der Anlage, ihr Aussehen vor allem, lassen sich nur Vermutungen anstellen.

Daß nicht nur Steinmauern hier aufgeführt worden sind, beweist uns der Wandbewurf aus Lehm, der im Schutt reichlich auftrat. Danach sind – vermutlich besonders im Inneren der Gebäude – gestakte Fachwerkwände im Bereich der Wehranlage anzunehmen.

Das gleiche gilt für die Dachdeckung. Wohl ist gesichert, daß das Dach bereits seit seiner Errichtung mit Mönch- und Nonne-Ziegeln eingedeckt worden war, aber wie es aussah, das läßt sich nur vermuten.

Das Wirtschaftsgelände liegt etwa 20 Meter tiefer als die Burg selbst auf einer Terrasse im Südosten der Wehranlage. Seine Länge beträgt vom Tor bis zum westlichen Abschluß annähernd 90 Meter. Eine gewisse Befestigung dieses Bereiches müssen wir ohne Zweifel annehmen, nur läßt sich ihr Verlauf nicht mehr auf der ganzen Länge lückenlos verfolgen.

Im Osten des Vorwerkes liegt das Tor, dessen Mauer



Ruine Jungingen. Gefäß- und Kachelprofile

an der drei Meter breiten Durchfahrt eine Stärke von etwa einem Meter aufwies. Gegen Nordwesten zu setzt sich die Tormauer noch etwas fort, ohne daß allerdings eine Verbindung zu dem nördlichen Grabensystem gesichert werden konnte. Es ist vielmehr anzunehmen, daß diese schwache Mauer hangwärts gegen die Wehranlage zu verlief.

Anschließend an das Tor beginnt ein mit Steinplatten befestigter Weg von 5,4 Meter Breite, der uns vor das östlichste Wirtschaftsgebäude führt.

Hier müssen wir den wirtschaftlichen Schwerpunkt der gesamten Anlage suchen. Das unregelmäßig gebaute Fachwerkhaus besaß früher zwei Räume und enthielt in seinem Inneren zwei Öfen. An seiner Ostwand griff eine runde Mantelküche in seinen Verband ein, in der am offenen Feuer gekocht werden konnte. Die anderen beiden Feuerstellen sind dagegen als Backöfen anzusprechen. Kurz vor seiner endgültigen Zerstörung im Jahre 1311 war es bereits einmal abgebrannt. Aber man hatte sich nicht zu viel Mühe mit den Aufräumarbeiten gemacht, denn unter dem neuen Haus fand sich noch reichlich alter Zerstörungsschutt.

Die wirtschaftliche Bedeutung dieses Gebäudes wurde zusätzlich unterstrichen durch reichliche Funde vor allem an Arbeitsgeräten aus Metall, die von der Brotschaukel neben dem Backofen bis zum Nagelauzieher reichten. Auch eine Menge Pfeilspitzen fand sich hier neben dem Backofen in der Mitte des Hauses. Sie

hatte sicher einer der Verteidiger liegen lassen, als er das vielleicht schon brennende Haus nach rückwärts verließ.

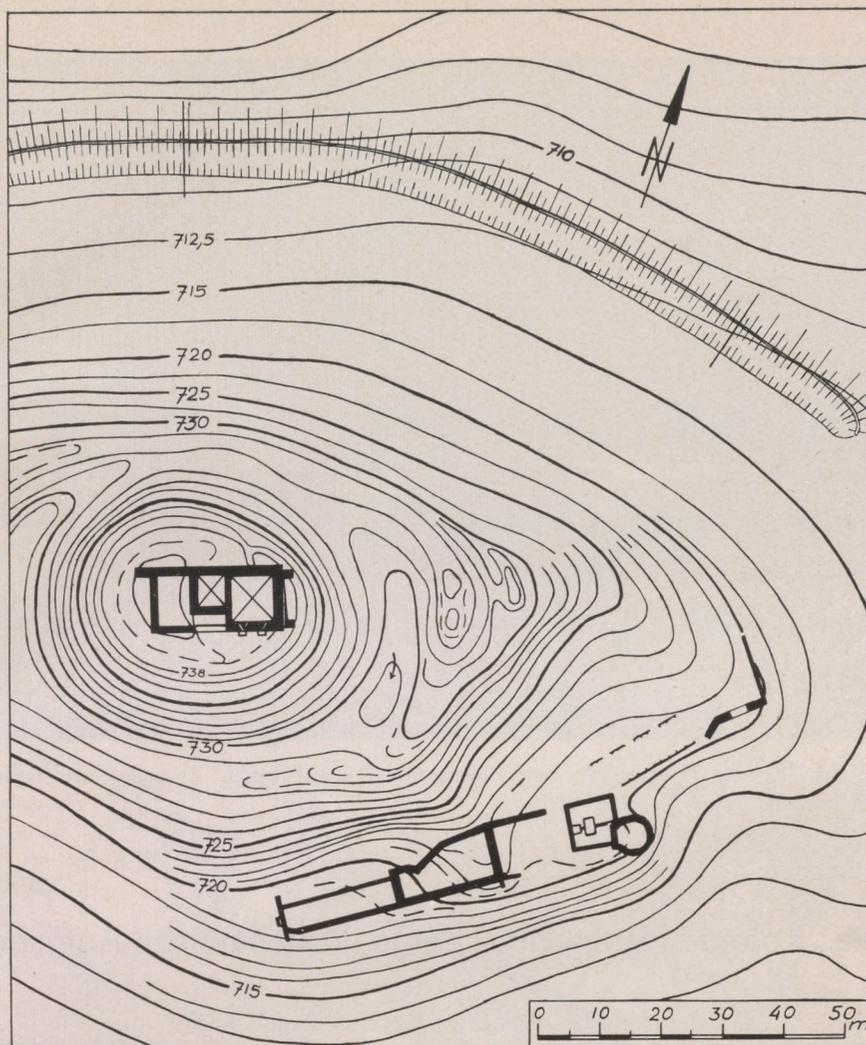
Dies war auch die einzige Stelle, an der sich im Vorwerk eine Verteidigung nachweisen ließ. Das nun folgende Haus, von dem sich nur die beiden westlichen Wände erhalten hatten, erbrachte lediglich Funde, die auf eine Benutzung als Pferdestall deuten: Steigbügel, eine Trense und eine Stallkette.

Dieser Stall lehnte sich direkt an ein weiter westwärts stehendes Steinhaus an, dessen einstige Funktion durch die Grabung nicht erschlossen werden konnte. Sein östlicher Teil ist von der ungeschlagenen Giebelmauer bedeckt, deren Verband sich erst beim Aufschlag löste. Vor allem aber war der unregelmäßige Verlauf seiner Nordwestmauer nicht zu erklären. Er konnte nur zum Teil durch die Anpassung an das Gelände bedingt sein.

Den Abschluß des Vorwerkes im Westen bildete eine rund 20 Meter lange Scheune von etwa 4,5 Meter Breite. Ihre Giebelmauer verlief hangwärts gegen die Wehranlage zu und sicherte so das Wirtschaftsgelände gegen Südwesten.

Leider war es nicht möglich, bei den bisherigen Grabungen wenigstens im Vorwerk einen Anhalt zu finden über die Art der Wasserversorgung.

Ob das im Norden des Burgstalls verlaufende Grabensystem bereits ursprünglich zur Befestigung der Gesamtanlage gehörte, war nicht zu bestimmen. Mit



Burgstall Jungingen-Affenschmalz.  
Vorläufige Aufnahme (Burgkegel nach Unterlagen des Vermessungsamtes Hechingen).

Sicherheit erfolgte sein Aufbau im Mittelalter, vielleicht sogar im Zuge der Eroberung im Jahre 1311.

Die besonders in den Zerstörungshorizonten auftretende Keramik ist vor allem als exakte Zeitmarke von Bedeutung für die Datierung mittelalterlicher Tonware. Die Gefäßkeramik der Ruine Jungingen, die im Jahre 1311 zusammen mit der Burg zerstört wurde, ist noch gewölbt und nur nachgedreht, oxydierend gebrannt und nicht glasiert. Die gefundene Kachelkeramik stammt zum größten Teil noch aus dem 13. Jahrhundert und ist erst ganz zuletzt, vermutlich erst nach 1300, auf der Scheibe frei gedreht worden. Die Leitformen der Gefäße sind eiförmige Töpfe mit Hals- und Krempenrandprofilen, die der Kacheln die schlanke Becherform.

Die Zeit der Errichtung der Anlage ist noch nicht genau zu bestimmen. Nach keramischen Funden ist

jedoch mit einiger Sicherheit anzunehmen, daß der Burgstall bereits in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts bewohnt war. Anhaltspunkte für eine vorgeschichtliche Anlage fanden sich nicht.

Die Burg wurde durch einen feindlichen Angriff gebrochen. Das anfangs verteidigte Vorwerk war vermutlich bereits vor dem Eindringen des Gegners weitgehend niedergebrannt und aufgegeben worden. Die Wehranlage wurde gegen den Angriff verteidigt und nach ihrer Einnahme – der Hauptstoß der Gegner richtete sich vermutlich gegen das Tor – geplündert. Kurz nach der Einnahme und Plünderung wurde die Anlage niedergebrannt und geschleift, die noch erhaltenen Reste wurden im Laufe der Zeit völlig abgetragen. Ein Wiederaufbau der Burg erfolgte ebensowenig wie eine andere Bebauung des Geländes mit Gebäuden.



Gesamtansicht der „Kolonie Hangweide“ – im Hintergrund Rommelshausen. Zwanglose und doch gute Einordnung in die landschaftlichen Gegebenheiten. Aufnahme Zieker

## Die „Kolonie Hangweide“ - eine städtebauliche Aufgabe

*Erläuterungen des Architekten Professor Rudolf Rogler*

Soll die Gebäudeanlage auf der Hangweide Heimat für 320 Zöglinge werden können, so muß sie im Zusammenhang mit der landschaftlichen Umgebung gestaltet werden. Das sanft auslaufende Tälchen des Beibach ist durch die Doppelkurve der Pflingshäuserreihe eingefangen und optisch geweitet. Der Gelenkpunkt der Anlage ist an den Visierbruch der Rommelshausener Chaussee gerückt und damit die Gesamtanlage auch verkehrsmäßig gut und übersichtlich eingebunden.

Zu Hause – daheim – kann sich ein Mensch nur fühlen, wenn er in einem harmonischen, klaren, also absolut erfassbaren, Verhältnis zu seiner unmittelbaren Umgebung gebracht ist. Über dieses unmittelbare Verhältnis hinaus wird dann leichter auch die Ein- und Zuordnung zur größeren Umgebung erfassbar. Je leichter die Überschaubarkeit der nächsten Umwelt, desto eher ist Klarheit in der größeren Zusammenschau zu erhalten. Diese Klarheit ist erste Voraus-

setzung für Heimatgefühl beim normalen und erst recht beim schwachen und hilfsbedürftigen Menschen. Die größte Ruhelosigkeit und dann auch Haltlosigkeit wird beim heimatlosen entwurzelten Menschen festgestellt.

Das Verhältnis des Menschen zu seiner Umwelt ist der Maßstab für seine seelische Wertung. Seelische Harmonie ist Voraussetzung für seine physische Konstitution.

Kleine Gruppen, überschaubar und daher erfassbar, verwurzeln mit ihrer Umwelt, die Wechselbeziehungen untereinander sind ebenso unkompliziert und störungsfrei. Eine große Gemeinschaft wächst nur aus gesunden Zellen.

Gruppen von je 10 Pflinglingen, für jeden gerade noch überschaubar, sind zu Familien zusammengefaßt und in abgeschlossenen Wohnungen untergebracht. Ein zentrales großes Wohnzimmer faßt die Familie bei allerlei Beschäftigungen zusammen. Vom Wohnzim-

LAGEPLAN „HANGWEIDE“, DER HEIL- UND PFLEGEANSTALT STETTEN I REMTAL AN DER GEMEINSCHAFT ROMMELSHAUSEN, N. 1111  
WÄHLINGEN.



STUTTGART IM AUGUST 1909. DER ARCHITECT:  
*Carl Moser*  
 ARCH. 21 2 HOFFMANN KUNST DRUCK

Lageplan der „Kolonie Hangweide“



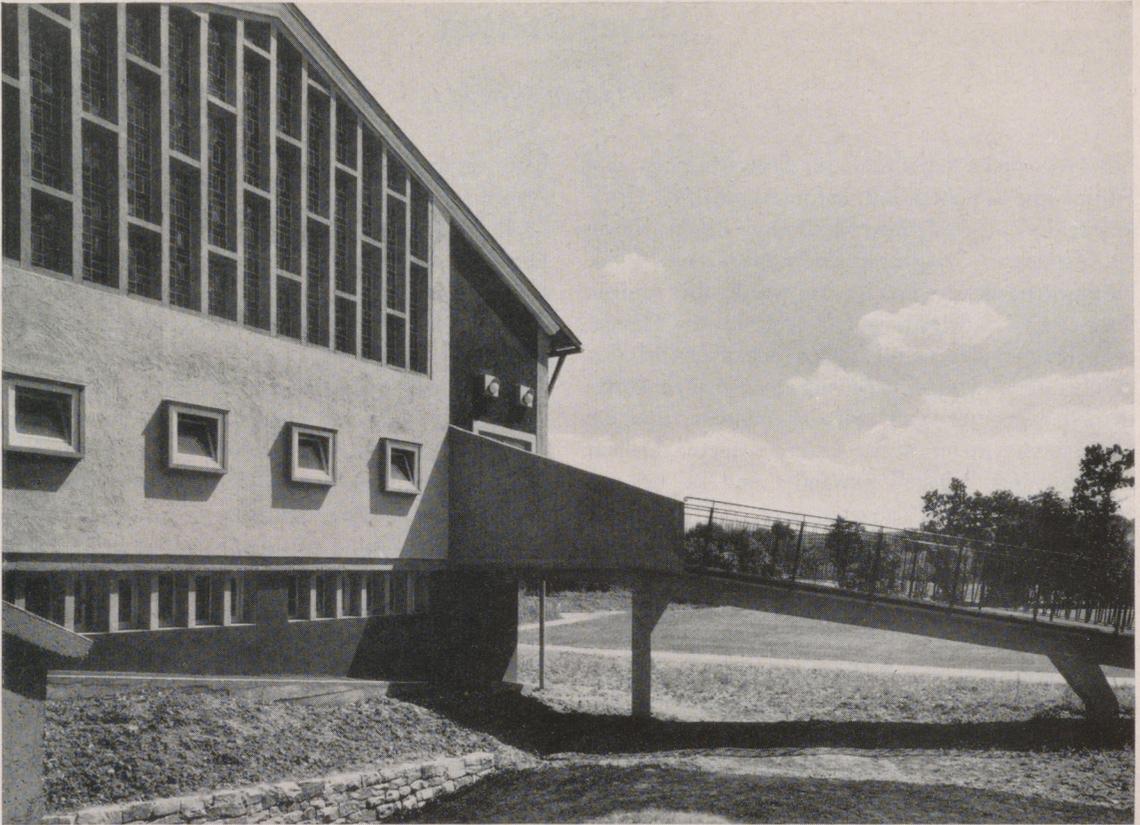
Zwei Pfléglingshäuser: Nordseite mit Putzbalkonen bei den Waschräumen jeder Gruppe. Westseite – Wohnräume hervorgehoben durch Fensterreihung und Klinkerausfachung der Brüstungen. Aus allen Wohnräumen ungehinderter Ausblick in die freie Landschaft

mer unmittelbar zugänglich sind je drei Schlafräume zu erreichen. Auch bettlägerige Pfléglinge sind dadurch von der Gemeinschaft nicht isoliert, sie können gut beaufsichtigt werden und nehmen selbst an allem Leben ihrer Gruppe noch teil. Ein Waschaum und Toiletten gehören ebenfalls zu jeder Wohneinheit. Zwei solcher Wohnungen, mit einer gemeinsamen Teeküche, in der auch die Speisen angerichtet, das Geschirr gespült und aufbewahrt wird, bilden ein Geschöß und zwei Geschosse, also vier Gruppen, eine Hausgemeinschaft.

Bei schlechtem Wetter halten sich die Pfléglinge auf einem überdachten Vorplatz vor dem Hauseingang auf. Gleich beim Eingang ist ein Schuhschrank, mit Fächern für jeden Pflégling, angeordnet, ebenso je Haus ein kleines Besuchszimmer und noch ein Wohn- und Schlafzimmer für einen Pfléger oder eine Pflégerin.

Kleider- und Wäschekammern sind im U.G., ebenso ein Gymnastik- und ein Werkstattraum.

Je vier solcher Häuser begrenzen einen Hof. Einmal für weibliche und einmal für männliche Pfléglinge.



Saal und Wirtschaftsgebäude: Emporeseite und Ausgang für weibliche Pfleglinge über eine Rampe, da viele gehbehindert

Zwischen beiden Höfen, getrennt von beiden Seiten aus zugänglich, ist das Saal- und Wirtschaftsgebäude mit dem Andachts- und Festsaal und der Küchen- und Heizungsanlage.

Bei der Einfahrt und angehängt an den Saalbau ist die Wohnung der Hauseltern und die Pforte untergebracht.

Die Pfleger und die Pflegerinnen, die verheirateten und die ledigen, sind in drei Wohnheimen untergebracht. Je Haus zwei und je Geschos eine Wohnung, bestehend aus einer Drei- bzw. Vierzimmerwohnung und je Geschos sechs bzw. sieben Einzelzimmer. Je Geschos sind außerdem eine kleine gemeinsame Teeküche und Baderäume für die Ledigen eingerichtet.

Die Gruppierung der einzelnen Häuser, ihr Zusammenhang und ihre städtebauliche Einordnung in die umgebende Landschaft ergibt eine aufgeschlossene, lockere und gut überschaubare Anlage.

Alle Details der Bauten und der Konstruktionen sind

handwerklich einfachst und maßstäblich gut ablesbar. Eine ländliche und wohnliche Atmosphäre durchzieht die ganze Anlage und macht sie den Pfleglingen und ihren Pflegern zu einer Wohnstatt.

Neben den Konstruktionen und dem Material ist auch die Farbe als physiologisches und psychologisches Mittel reichlich angewandt und unterstützt die Absichten der Pflege. Seelische Verkrampfungen werden gelockert, Heiterkeit und Aufgeschlossenheit helfen heilen und pflegen.

Die Architektur entspricht ihrer ländlichen Umgebung. Es sind Bauten, die mitten in unsere Zeit hineingestellt sein wollen und doch auch den Hauch guter und gesunder Tradition nicht vermissen lassen. Auch die klare Maßstäblichkeit der Architektur und der Baukörper entsprang der Absicht, die ganze Anlage zur Heimat ihrer Bewohner werden zu lassen.

Nächstenliebe hat das Werk der Finanzierung ermöglicht und Menschenliebe soll das Gesicht der Kolonie Hangweide prägen.

# „Unser Stetten“

Von Ludwig Schlaich

Die Heil- und Pflegeanstalt für Schwachsinnige und Epileptische in Stetten i. R. hat mit ihren 1000 Kranken beiderlei Geschlechts vom zweiten Lebensjahr an ein besonderes Gewicht im Gesundheits- und Wohlfahrtswesen unseres Landes. Sie wurde aber auch in ihrer über hundertjährigen Geschichte zur Heimat der Sorgenkinder von Familien aus allen Ständen unseres Volkes und so stark vom schwäbischen Volkscharakter geprägt, daß sich das Interesse und die Anteilnahme weiter Kreise unserer engeren Heimat ihr besonders liebevoll zuwandte und sie bei uns gerne „unser Stetten“ genannt wird.

Die Zellersche Gründung der „Kinderrettungsanstalt Beuggen“ am Oberrhein hatte den nüchternen, praktischen Sinn des württembergischen Pietismus angeregt, von 1820 bis 1842 der Reihe nach unsere „Rettungshäuser“ von Wilhelmsdorf über Stuttgart bis zum Tempelhof zu gründen: sie sollten die sittlich und religiös verwahrlosten Kinder aus der gefährdeten häuslichen Umgebung herausnehmen und in der gesunden Luft einer christlichen Anstaltsfamilie „retten“, dem Kinderheiland Jesus zuführen und damit zugleich zu charaktervollen, tüchtigen Menschen erziehen.

Schon 1838 gründete der Pfarrer Georg Haldenwang, Sproß der bekannten württembergischen Offiziersfamilie, eine Rettungsanstalt besonderer Art, die Rettungsanstalt für schwachsinnige Kinder in Wildberg Oberamt Calw, die erste Schwachsinnigenanstalt Deutschlands, auch er mit dem Ziel, diese „Kinder so weit zu führen, daß sie ihr Glaubensbekenntnis ablegen und für einen Beruf bestimmt werden können“. Als er 1845 krankheitshalber Wildberg verlassen mußte, verlor die Anstalt freilich schon frühzeitig die tragende Persönlichkeit. Sie wurde am 31. April 1847 geschlossen und ihre letzten 24 Kinder in die vom Uracher Oberamtsarzt Dr. Rösch gegründete Heil- und Pflegeanstalt Marienberg bei Mägerkingen verlegt.

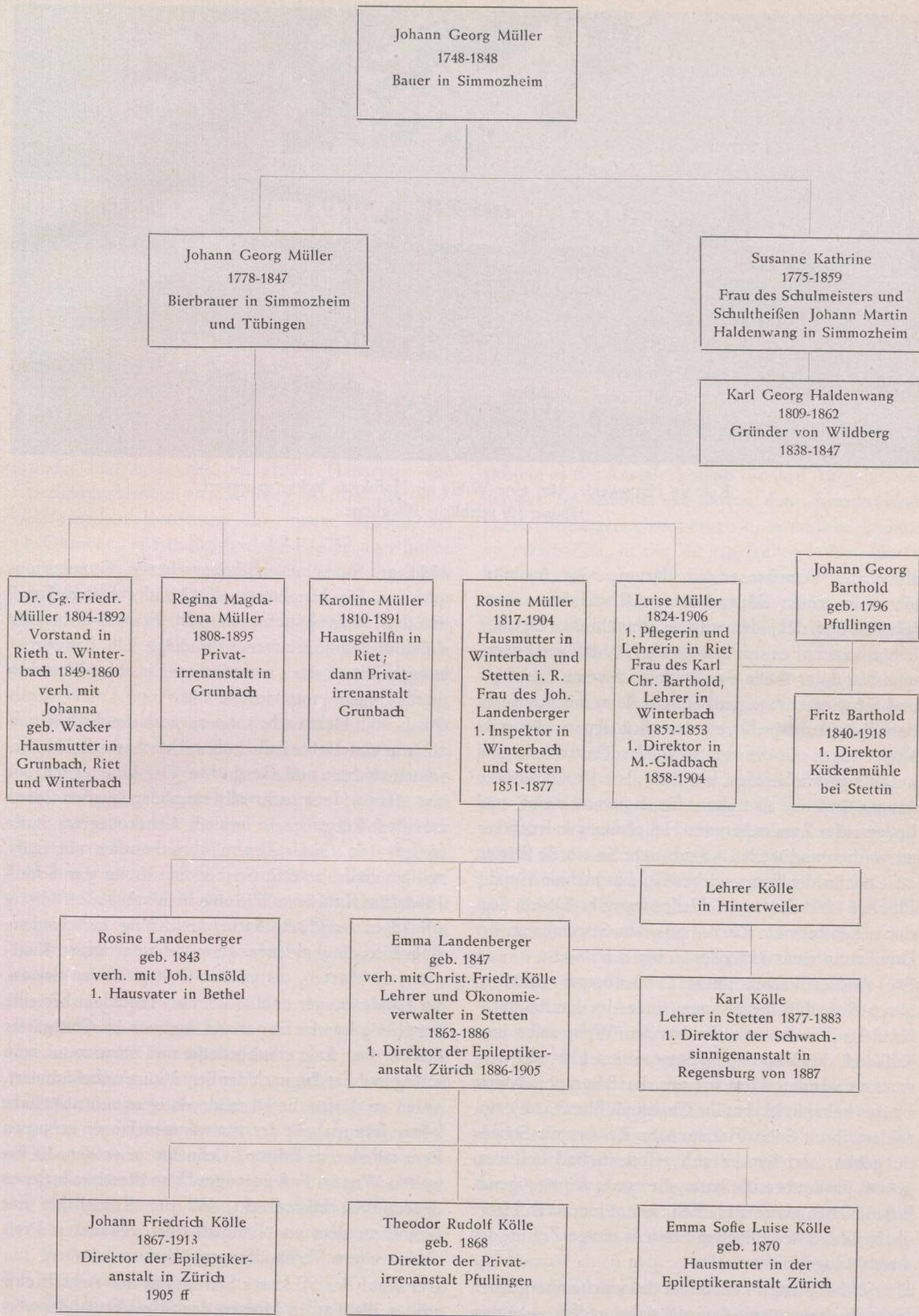
Daß Marienberg den medizinischen Grundsätzen des Schweizer Dr. Guggenbühl huldigte und simultan geführt werden sollte, erregte freilich den Widerspruch von Haldenwangs Vetter, des Homöopathen und Pietisten Dr. Georg Friedrich Müller, der 1841 ein „Missionsmedizinisches Institut“ in Tübingen, den Vorläufer des heutigen Deutschen Institutes für ärztliche Mission gegründet und bis 1847 geführt

hatte. So nahm er die von seinem Vetter aufgebene Anstaltsarbeit wieder auf und errichtete im Mai 1849 im Reissachschen Schloßchen in Rieth bei Vaihingenz eine „Heil- und Pflegeanstalt für schwachsinnige Kinder“. Sie wurde 1851 in das Schwefelbad in Winterbach und 1864 in das Schloß Stetten i. R. verlegt.

Dr. G. F. Müller war mit der ärztlichen Wissenschaft seiner Zeit davon überzeugt, daß der Schwachsinn eine Krankheit sei, die durch ärztliche Behandlung gebessert, wenn nicht gar geheilt werden könne. Er widmete sich mit Eifer der Erforschung der Ursachen dieser Krankheit und erkannte bald, daß neben äußeren Ursachen der Vererbung eine große Rolle zukomme. So forderte er schon 1850 den württembergischen Staat auf, die Heirat von Blutsverwandten und Schwachsinnigen zu verbieten, sprach übrigens auch dem Kampf gegen den Alkoholmißbrauch große Bedeutung für die Verhütung des Schwachsinnigen zu.

Er wußte aber auch von seinem Vetter Haldenwang, daß in einer Anstalt für schwachsinnige Kinder der Unterricht wichtiger ist als die ärztliche Versorgung. Er hatte das große Glück, in seinem Schwager Johannes Landenberger, bisher Leiter der Rettungsanstalt Augustenhilfe in Ebingen, einen erfahrenen und hochbegabten Anstaltslehrer zu finden, der sich mit großem Interesse und viel Verständnis darum mühte, eine eigenständige Methode des Schwachsinnigenunterrichts zu entwickeln. So wurde Landenberger in Stetten einer der Väter der modernen Heilpädagogik, und Dr. Müller konnte ihm 1860 die Leitung der Anstalt anvertrauen; er selbst zog sich bescheiden in seine Praxis nach Schwäb. Gmünd zurück.

Es ist wohl echt schwäbisch, daß Landenberger seinen Plan nie ausführte, seine heilpädagogischen Erkenntnisse systematisch darzustellen. Dazu war er der praktischen Unterrichtsarbeit viel zu sehr verfallen. Sie ließ ihm neben der Anstaltsleitung keine Zeit, ein Buch zu schreiben, und sie war ihm zugleich eine so übersprudelnde Quelle stets neuer Erkenntnisse, daß es ihm bei aller theoretischen Begabung nicht gelang, seine Gedanken in einem System zu ordnen. So beschränkte er sich darauf, in den Jahresberichten der Anstalt nur einzelne kurze Darstellungen seiner Unterrichtsmethode und grundsätzlichen Anschauungen vom Wesen des Schwachsinnigen zu geben. Vor





Kolonie Hangweide. Um eine Wiese im Halbkreis locker gruppiert.  
Häuser für weibliche Pfleglinge

alles aber bemühte er sich darum, seine Anstaltslehrer in seinen Schwachsinnigen-Unterricht einzuführen. Für den, der unsere schwäbische Eigenart kennt, versteht es sich fast von selbst, daß die Bedeutendsten unter ihnen der Reihe nach seine Schwäger und Schwiegersöhne wurden und dann mit ihren von derselben Aufgabe begeisterten Brüdern in „die weite Welt“ zogen: sie wurden nach Norddeutschland und in die Schweiz berufen, um dort als erste Direktoren neugegründeter Anstalten für Schwachsinnige und Epileptische Landenbergers Heilpädagogik fruchtbar zu machen und weiter auszubauen. So wurde Stetten zu einer in die Ferne wirkenden Hochschule für die Pioniere der deutschen Heilpädagogik. Davon legt der nebenstehende Auszug aus dem Stammbaum der Familie ein eindrucksvolles Zeugnis ab.

Die Anstalt bekam unter Landenberger einen so guten Ruf, daß ihr bis zum Ende des letzten Jahrhunderts Kranke aus der ganzen Welt, selbst aus Rußland, den Vereinigten Staaten und Labrador, anvertraut wurden. Und wie aus der Biographie Marie Hesses bekannt ist, hat ihr Christoph Blumhardt empfohlen, ihren Sohn Hermann in die Anstalt Stetten zu geben, nachdem er sich selbst in Bad Boll vergebens darum bemüht hatte, diesem in seinen jugendlichen Krisenjahren zu helfen; so hat Hermann Hesse als berühmtester Pflegling Stettens einige Zeit in der Anstalt zugebracht.

Das Schloß Stetten i. R., Besitz des württembergischen Herrscherhauses seit dem 17. Jahrhundert, war von

1831 an Sitz eines hochangesehenen Gymnasiums gewesen. Die begabtesten Kinder der besten Familien des Landes hatten es besucht. Es war auf bewußt christlich-humanistischer Grundlage als Landerziehungsheim mit stark realistischem Einschlag betrieben worden: man unterrichtete nicht nur Latein, Griechisch und Hebräisch, sondern auch Englisch, Französisch und Italienisch, höhere Mathematik, Naturwissenschaften und Geschichte. Die Uneinigkeit der von den widerspruchsvollsten pädagogischen Ideen erfüllten Reformer in seinem Lehrkollegium hatte freilich 1852 auch diesem Unternehmen ein frühzeitiges Ende gesetzt. So bot der König das Schloß 1864 zum Kauf aus. Wie eine in der Anstalt tradierte Anekdote berichtet, hatte der König verschiedene Angebote, die ihm einen wesentlich günstigeren Kaufpreis zusicherten, als es die 49 000 Gulden waren, die Landenberger zahlen konnte. Trotzdem bestellte der König Landenberger zur Audienz ins Stuttgarter Schloß. Der kam staubbedeckt und schwitzend zum König und bat ihn nach der Begrüßung unbekümmert, sitzen zu dürfen. Er sei müde, da er es sich nicht habe leisten können, mit der vor wenigen Jahren gebauten Remstalbahn zu fahren; vielmehr sei er den 30 km weiten Weg zu Fuß gegangen. Von dieser selbstlosen Sparsamkeit beeindruckt, soll der König ihm das Schloß zu dem von Landenberger genannten Preis ohne weitere Verhandlungen überlassen haben.

Der Kauf des Schlosses Stetten hat der Anstalt eine schöne Heimat im Herzen des Schwabenlandes ver-

schaft. Er hat ihre Arbeit auch in zweifacher Hinsicht befruchtet: Da das Schloß verhältnismäßig kleine Zimmer hatte, führte er die Anstalt schon vor 90 Jahren dahin, ihre Pfleglinge in kleinen Gruppen zu je etwa zehn unter einer Pflegeperson zu betreuen. Die Anstalt folgte so dem heute in der Heimerziehung geforderten Gruppensystem schon lange Zeit, bevor man in Psychologie und Heilpädagogik von Hospitalismus sprach. Es ist aber bemerkenswert, daß sie daran auch bei Neubauten im letzten Viertel des 19. Jahrhunderts festhielt, also in der Zeit, da die Anstalten sonst allenthalben bei Bauplanungen repräsentative, hohe und große Räume für 30 bis 40 Leute bevorzugten. Außerdem verdankt die Anstalt dem Kauf des Schlosses Stetten i. R., daß die 1866 nach der kleinen, 1862 gegründeten Pflingstweide bei Tettmang die erste größere Epileptikeranstalt Deutschlands wurde (Bethel wurde 1867 gegründet und holte sich als ersten Hausvater den Oberlehrer Unsöld aus Stetten). Als bei der Südwestdeutschen Konferenz für Innere Mission am 11. Oktober 1865 in Bruchsal die Forderung erhoben wurde, Anstalten für Epileptiker zu schaffen, erklärte Landenberger und Regierungsrat Clausnizer, Mitglied der Zentralleitung für Wohltätigkeit in Württemberg und des Ausschusses der Stettener Anstalt, dieser Wunsch könne in Stetten rasch erfüllt werden; die Anstalt habe Platz für eine Epileptikerabteilung, da sie die zahlreichen Gebäude des Schlosses mit Schwachsinnigen noch nicht habe füllen können. Auch in der Epilepsiebehandlung wurde nun in Stetten bahnbrechend gearbeitet. Ihr Arzt Dr. Häberle war einer der ersten, der die von dem Engländer Lecock eingeführte Brombehandlung von 1872 an systematisch mit großem Erfolg anwandte und damit dieser furchtbaren Krankheit das Odium der Unheilbarkeit nahm. Und nach ihm entwickelte Sanitätsrat Dr. Wildermuth neue wegweisende Methoden der Epilepsiebehandlung in der Anstalt.

Die Anstalt hielt wie die anderen Anstalten der Inneren Mission unseres Landes an dem von Beuggen übernommenen Hauselternprinzip fest; sie wehrte sich deshalb im Unterschied von den verwandten außerwürttembergischen Anstalten wie etwa Bethel dagegen, eine große Anstalt zu werden, und wollte so klein bleiben, daß der Anstaltsleiter immer noch in persönlicher Verbindung mit jedem einzelnen Pflegling bleiben konnte. Die zahlreichen Aufnahmesuche zwangen ihr aber eine stete Vergrößerung auf. So hatte sie zu Beginn des 2. Weltkrieges schließlich 760 Krankenbetten.

Dann erfolgte freilich der schwere Einbruch in ihre

Arbeit durch die „Vernichtung lebensunwerten Lebens“. 323 ihrer Pfleglinge wurden im Herbst 1940 in Graveneck umgebracht und im Dezember desselben Jahres die ganze Anstalt wegen ihres Widerstandes dagegen beschlagnahmt und geschlossen. Sämtliche Kranke mußten nach Hause oder in andere Anstalten entlassen werden. In den Anstaltsgebäuden wurde zuerst ein Lager für umgesiedelte Volksdeutsche aus der Bukowina und aus Bessarabien eingerichtet, dann 1941 eine Unteroffiziersvorschule der Luftwaffe. Von 1943 an dienten sie der Stadt Stuttgart als Ausweichkrankenhaus für ihre ausgebotenen Krankenhäuser. Wie sich aber gleich nach Kriegsende zeigte, konnte das Wohlfahrts- und Gesundheitswesen des Landes ohne die Anstalt ihrer Pflicht zur Fürsorge für die schwachsinnigen und epileptischen Landeskinder nicht gerecht werden. Sowie die Krankenhausverwaltung Stuttgart eines der Anstaltsgebäude räumen konnte, richtete es die Anstalt deshalb für ihre Aufgabe wieder ein. Sie bemühte sich darum, den schwerkranken Dauerpfleglingen eine bergende, wohlliche Heimat zu verschaffen, in der sie ein frohes Leben führen können. Sie legte aber auch großen Wert darauf, nach modernen Grundsätzen alles Erdenkliche für die „Rehabilitation“ ihrer Kranken, für ihre Erwerbsbetätigung und Eingliederung in das Leben der Gesellschaft zu tun. So baute sie die ärztliche Versorgung durch Anstellung von Fachärzten für Psychiatrie und Neurologie aus, um vor allem den Epileptikern die neuen Heilmethoden gegen die Epilepsie zugute kommen zu lassen. Sie schuf außerdem eine 13-klassige Schwachsinnigenschule mit 180 Schulplätzen und 14 Lehrwerkstätten mit einer eigenen Sonderberufsschule, in denen 120 kranke Lehrlinge und Anlernlinge einer Berufsausbildung zugeführt werden.

Die Zahl der Krankenbetten war bis 1953 auf 820 angestiegen, also über den Vorkriegsstand. Trotzdem konnten damit die Aufnahmesuche bei weitem nicht befriedigt werden. Es lagen regelmäßig über 200 Vormerkungen Aufnahme suchender Kranker vor, und es dauerte im Durchschnitt zwei Jahre, bis ein Kranker aufgenommen werden konnte. So entschloß sich die Anstalt zum Bau einer neuen Pflegeanstalt mit 320 Betten bei ihrer Zweiganstalt Hangweide an der Straße von Stetten nach Rommelshausen. Mit außergewöhnlichem Verständnis für das Bedürfnis der Dauerpfleglinge der Anstalt nach einer behaglichen, froh machenden Heimat erstellte Prof. Rudolf Rogler, Stuttgart, als leitender Architekt in zweijähriger Bauzeit einen neuen Anstaltstyp: eine Dorfsiedlung von 8 Wohnhäusern, in denen sich geschlossene, heimelige Wohnungen für je 4 Gruppen zu 10 Pfleg-

lingen mit einem arbeitstherapeutischen Werkraum befinden. Diese Wohnhäuser lagern sich im lieblichen Beibachtal um zwei weite Spielwiesen und finden ihre Mitte in einem großen Saalgebäude, in dem sich die ganze Dorfgemeinde zu festlichen Veranstaltungen, insbesondere zu den die Mitte ihres Lebens bildenden Gottesdiensten versammelt. Denn bei allen Wandlungen der ärztlichen, pflegerischen und heilpädagogischen

Grundsätze bleibt es das Zentrum der Arbeit unserer Anstalt: sie will ihren so vielfältig zu kurz gekommenen und verstoßenen Kranken in der Gestaltung ihres Lebens und in ihren Gottesdiensten das befreiende, beglückende Evangelium kundtun, daß auch sie nicht Stiefkinder des Schicksals, sondern geliebte Kinder des barmherzigen Vaters Jesu Christi sind.

## Aus den Gründerjahren des württembergischen Anstaltswesens

Ein Lebensbild von Friedrich v. Clausnizer

Von Johann Jakob Sommer

Das breite Interesse und die große Anteilnahme, die die Verwirklichung des Planes der Erweiterung der Heil- und Pflegeanstalt Stetten auf der Hangweide gefunden hat, erinnert uns an die Einsatzbereitschaft und den tätigen Willen zur Nächstenliebe, die die private Wohltätigkeit im ganzen Land Württemberg im vorigen Jahrhundert belebt hat. Diese Bestrebungen, die auf dem Boden des Pietismus gewachsen sind, fanden ihren Ausdruck in den zahlreichen Gründungen der größtenteils noch heute blühenden Heime und Rettungshäuser, von denen hier als erste folgende genannt seien: Paulinenpflege Stuttgart 1820, Paulinenpflege Winnenden und großes Waisenhaus Korntal 1823, Waisenhaus Tuttlingen 1825, Paulinenpflege Kirchheim/T. 1826, Rettungshaus Stammheim (Calw) 1827, Rettungshaus Wilhelmsdorf 1830, Lichtenstern 1836, Bruderhaus Reutlingen und Sophienpflege Lustnau 1840, Wilhelmspflege Plieningen 1841, Tempelhof 1842.

Man kann sich nun fragen, welche Persönlichkeiten hinter diesen Gründungen als Initiatoren und Förderer gestanden haben mögen. Unter diesen ist als eine der markantesten, *Gustav Werner*, in den letzten Jahren mehrfach eingehend geschildert und in das Gedächtnis zurückgerufen worden. In den nachstehenden Zeilen soll nun eines anderen Mannes gedacht werden, der seine Lebensarbeit der Förderung der Wohltätigkeit und der Fürsorge für die Armen, Schwachen und Kranken gewidmet hatte: Friedrich v. Clausnizer. Er wurde vor etwa 140 Jahren am 21. Juli 1817 als Sohn des Pfarrers Clausnizer in Untermünkheim (Hall) geboren und entstammte einer durch mehrere Generationen im Hohenlohischen wirkenden Pfarrersfamilie, die auf den Kirchenliederdichter, Königsmarckschen Feldprediger und

Pfarrer in Weiden (Opf.) Tobias Clausnizer zurückzuführen ist.

Friedrich Clausnizer wurde nun nicht Theologe, sondern wandte sich seiner Neigung folgend dem Verwaltungsdienst zu. Nach einer Lehrzeit in Wüstenroth (Weinsberg) war er in verschiedenen Verwaltungsstellen tätig: in Wüstenroth, Hohenhaslach und Sulzbach a. d. Murr. 1845 wurde er in Sulzbach a. d. Murr ohne Bewerbung zum Schultheißen gewählt. Er trat sein Amt in einer durch Hungersnöte und Verarmung besonders schwierigen Zeit an. Über die Aufgaben in seiner Gemeinde hat er sich folgendermaßen ausgesprochen: „Es war mir zur heiligen Pflicht, nicht bloß meinen engeren gesetzmäßigen Beruf treu zu erfüllen und meine große Gemeinde in den vielen Stürmen und Bedrängnissen gewissenhaft zu leiten, sondern auch besonders der rasch zunehmenden Verarmung möglichst vorzubeugen, die freiwillige Armenpflege durch einen von mir ins Leben gerufenen und geleiteten Ortsverein mit der notwendigen polizeilichen Armenzucht zu verbinden und die Notleidenden durch verschiedene Beschäftigungs- und Speiseanstalten, an welchen auch Angehörige von Nachbarorten teilgenommen haben, zweckmäßig zu unterstützen“.

Die Nöte und Drangsale dieser 40er und 50er Jahre des vorigen Jahrhunderts veranlaßten die in der Zentralleitung des Wohltätigkeitsvereins organisierten privaten Wohltätigkeitsvereine zu besonderen durchgreifenden Maßnahmen, um den wachsenden großen und schwierigen Anforderungen gerecht zu werden. Insbesondere setzten sich die Mitglieder der Zentralleitung, die meist nur nebenamtlich tätig sein konnten, dafür ein, daß eine hauptberufliche Stelle geschaffen wurde, die sich entsprechend eingehender

den vielfältigen Aufgaben der Zentralleitung widmen konnte. Dieser Plan, der besonders von dem Stadtpfarrer Leube in Friedrichshafen auf der Landesversammlung der Armenvereine in Heilbronn 1851 vertreten wurde, fand allgemeine Zustimmung, und die Staatsregierung stellte die erforderlichen Mittel für die Besoldung zur Verfügung. In der 1853 erfolgten Ausschreibung der Stelle heißt es: „Zur Förderung der unserer Pflege anvertrauten Zwecke ist die Verstärkung unseres Kollegiums durch ein Mitglied beschlossen worden, welches seine ganze Zeit dem Dienste an denselben zu widmen und deshalb einen Gehalt zu empfangen hätte. Neben Besorgung eines gewöhnlichen Referatanteils wird es die Aufgabe dieses neuen Kollegen sein, größere zusammenhängende Ausarbeitungen, wie z. B. die Bearbeitung von Plänen und Statuten für Gründung neuer oder Verbesserung bestehender Einrichtungen und Anstalten der Armenfürsorge, die fortlaufende Kontrolle und Auffassung beachtenswerter Ideen und Vorschläge, welche Literatur und Leben in dieser Richtung zu Tage fördern, und die Prüfung derselben unter dem Gesichtspunkte der Anwendbarkeit auf unsere Zustände etc. zu übernehmen, auch für die von uns beabsichtigte Abordnungen in die Bezirke (zum Besuch der einzelnen Wohltätigkeitseinrichtungen und zur Anknüpfung von persönlichen Beziehungen zu den örtlichen Organen der Armenpflege), auch für die Pflege eines wechselseitig belehrenden und anregenden persönlichen Verkehrs mit den äußeren Organen des allgemeinen Wohltätigkeitsvereins, sowie mit den sonstigen Vertretern der freiwilligen und der bürgerlichen Armenpflege vorzugsweise sich verwenden zu lassen.“

Unter den 42 Bewerbern fiel die Wahl auf den Schultheißen Clausnizer, wobei der damalige Hofrat Dr. Zeller in Winnental zu seiner Bewerbung schrieb: „Es ist ordentlich, als wenn der Verfasser des Aufrufs die Persönlichkeit gerade dieses Mannes sich zum Vorbild genommen hätte, was für den neugeschaffenen Posten gefordert werden muß, so sehr trifft auf ihn Zug für Zug sowohl im allgemeinen als im einzelnen zu, was jener in der Aufzählung der für die große Aufgabe notwendigen sittlichen und intellektuellen Eigenschaften anführt.“ So trat Clausnizer am 1. September 1853 sein neues Amt an, das er fast 50 Jahre auch noch über seine 1896 erfolgte Pensionierung hinaus bis zu seinem Tode am 2. Dezember 1902 ausübte, wobei er 1863 zum Regierungsrat und 1893 zum Oberregierungsrat ernannt wurde. Hinter diesen wenigen Daten verbirgt sich nun eine umfassende Arbeit. Da ist zunächst die Mitwirkung

bei der Durchführung des Gesetzes über die Handhabung der Staatsaufsicht über verwahrloste Gemeinden (1855). Hiernach wurden 40 württembergische Gemeinden, denen die erforderliche ökonomische Grundlage fehlte und die nicht imstande waren, den notwendigen Aufwand für die Gemeindefürsorge zu bestreiten, unter Staatsaufsicht gestellt unter Wahrung ihrer selbständigen Gemeindeverwaltung aber mit tatkräftiger Staatsunterstützung. Für diese Gemeinden wurden von der Regierung besonders sorgfältig ausgewählte Staatsschultheißen ernannt mit erweiterten Befugnissen. Im übrigen wurde für zuverlässige Polizeibedienstete, sowie für die Besserung der kirchlichen und schulischen Verhältnisse gesorgt. Kleinkinderpflegen und Industrieschulen wurden errichtet, den Armen Beschäftigungsgelegenheit geboten, verwahrloste oder gefährdete Kinder wurden in Anstalten oder geordneten Familien untergebracht, die konfirmierten Söhne zu tüchtigen Handwerksmeistern in die Lehre, die Töchter in ehrbare Familien in Dienst gegeben.

Die Leitung aller Maßnahmen hatte die mit der Zentralleitung verbundene Armenkommission, die auch die notwendigen Staatsbeiträge vermittelte. Einen hervorragenden Anteil an der Durchführung der Staatsaufsicht hatte v. Clausnizer, der sich durch persönlichen Augenschein einen genauen Einblick in die Verhältnisse der einzelnen Gemeinden ja bis in die einzelnen Familien hinein verschaffte, um die Ursache der Schäden zu erforschen und einen bleibenden Erfolg zu erzielen. Es war ihm dabei ein persönliches Anliegen, jede Gemeinde und jede Familie, auf die seine Aufmerksamkeit gelenkt worden war, aus dem Sumpf zu ziehen, in dem sie zu versinken drohten. Nachdem 1895 die letzte Gemeinde wieder aus der Staatsaufsicht entlassen wurde, konnte das gesteckte Ziel als erreicht angesehen werden.

Über den Umfang der Staatsfürsorge geben folgende Zahlen Auskunft: In den Jahren 1855–1867 wurden 426 000 Gulden aufgewendet und zwar für Kleinkinderpflegen 11 100 Gulden, für Industrie- und Arbeitsschulen 84 000 Gulden, für Unterbringung verwahrloster Kinder in Anstalten oder Familien 97 800 Gulden, für Erwerbsbildung armer junger Leute 57 600 Gulden, für Beschäftigung erwachsener Armer durch Hausindustrie 9300 Gulden, für landwirtschaftliche Verbesserungen (ohne die Unterstützung durch die Zentralstelle für die Landwirtschaft) 9600 Gulden, für die Besoldung der Staatsschultheißen und der Polizeibediensteten 147 000 Gulden sowie für Verwaltungsaufwand und unvorhergesehene Fälle 9600 Gulden. Dabei wurden die

Kleinkinderpflegen durchschnittlich von 326, die Industrieschulen von 2302 Kindern jährlich besucht, in Anstalten oder Familien wurden 1855–1867 1262 arme Kinder, in Handwerkslehren oder landwirtschaftlichen und häuslichen Diensten 1518 junge Leute untergebracht.

Neben dieser großen Aufgabe ging nun alles das einher, was nach dem oben erwähnten Aufruf in das Arbeitsgebiet des besoldeten Mitglieds der Zentralleitung fiel. Sein Nachfolger im Amt, Oberregierungsrat E. Falch, hat in einem Nachruf auf Clausnizer (Blätter für das Armenwesen 1903, Nr. 4) sein Wirken folgendermaßen charakterisiert: „Mit seiner großen Leistungsfähigkeit, mit seinem unermüdlichen Eifer, mit seiner zähen Ausdauer hat v. Clausnizer allen Anforderungen gerecht zu werden sich bemüht, es war ihm keine Tagesstunde zu früh, kein Weg zu weit oder unbequem, kein Wetter zu schlecht, wenn die Pflicht ihn rief. Dazu kamen aber noch außerordentliche Aufgaben, z. B. die Fürsorge für durch Hagelschlag, Überschwemmung, Feuersbrunst und andere Naturereignisse in Not versetzte Landesteile. Bei aller Milde, die er bei solchen Anlässen bekundete, trat er doch unbescheidenen und unberechtigten Ansprüchen mit Bestimmtheit entgegen, was ihm manchmal als Härte ausgelegt wurde. Er ließ sich aber durch solche Erfahrungen von Unzufriedenheit und Undank nicht irre machen, wie er überhaupt das, was er einmal für das Richtige erkannt hatte, mit entschiedener Überzeugung festhielt und mit Zähigkeit durchzusetzen suchte. Er hatte eben schon viel schwerere Notzeiten miterlebt und hatte in Armenzustände hineingeblickt, wie sie nachher nicht wiedergekommen waren, deshalb war ihm übertriebenes Klagen, wehleidiges Wesen, begehrlisches Fordern bei Armen in der Seele zuwider. Daß aber die Armen immer anspruchsvoller wurden, daß auch von manchem Armenfreund bei Schilderung der Notstände die Farben gern zu stark aufgetragen wurden, davon mußte er sich, je älter er wurde, desto mehr, überzeugen, und diese Beobachtung erfüllte ihn oft mit Sorge und Bekümmernis.“

Es versteht sich von selbst, daß dieser Mann auch allen Fürsorgeeinrichtungen ein warmherziger Förderer wurde. Mit klarem Blick erkannte er auch die Lücken und versuchte durch Anregungen zu Neugründungen oder durch Unterstützungen der von anderer Seite laufenden Bestrebungen diese zu schließen. So hat er an der Gründung und Entwicklung der Diakonissenanstalt in Stuttgart, des Erntevereins, der Bildungsanstalt für Kleinkinderpflegerinnen in Großheppach, der Rettungsanstalt auf der Talwiese

(später Schönbühl), des Württ. Sanitätsvereines, des Jugendvereins in Stuttgart, der Württ. Invalidenstiftung von 1866, der evangelischen Frauenstifte in Grunbach, Schorndorf, Heidenheim, der Anstalt für Epileptische in Stetten i. R., der Rettungsanstalt für gefallene Mädchen in Leonberg, des Württ. Landesvereins für deutsche Invalide von 1870/71, des Vereins für Krankenpflegerinnen (Olgahaus) in Heilbronn (später Stuttgart), der Brüder- und Kinderanstalt Karlshöhe, des Männerkrankenhauses auf dem Salon, der Rettungsanstalt für entlassene weibliche Strafgefangene in Oberurbach, des Vereins für Arbeiterkolonien in Württemberg (Dornahof und Erlach), der Krippe Betlehem in Stuttgart, des Vereins zur Hilfe in außerordentlichen Notstandsfällen auf dem Lande zumeist als eifriges, einflußreiches Verwaltungsmitglied regen Anteil genommen.

Schon die vorstehende Aufzählung gibt einen Einblick in die vielseitige und erfolgreiche Tätigkeit Clausnizers. Unter den Anstalten, die sich seines besonderen Interesses erfreuten, kann der Ausbau der Heil- und Pflegeanstalt Stetten, die Errichtung der Arbeiterkolonie Dornahof und Erlach sowie die Gründung der Anstalten auf der Karlshöhe genannt werden, wobei er sich für letztere Anregungen und Vorbilder im Rauhen Haus bei Wichern geholt hat. Die Schilderung der Persönlichkeit von Friedrich v. Clausnizer bliebe unvollständig, gedächten wir nicht auch seiner engen kirchlichen und menschlichen Beziehungen zu den führenden Persönlichkeiten und Kreisen der Inneren Mission, zu Johann Hinrich Wichern, zum Zentralausschuß für Innere Mission mit seinen Konferenzen und Jahresversammlungen.

Wenn wir heute dieses Mannes und seiner gewiß vorbildlichen Leistung gedenken, so sollten wir es im Geiste seines Strebens, die Anstalten zu Pflanz- und Werksstätten der christlichen Liebe und eines fröhlichen und angesprochenen Geistes werden zu lassen, tun. Dabei sollte uns auch vor Augen stehen seine Forderung nach der Ordnung alles Äußerlichen der Verwaltung, der Vermeidung aller Aufwendungen für Bequemlichkeit oder der modisch bedingten Bedürfnisse unter Betonung der Einfachheit und Sparsamkeit zu erfüllen. Wenn sich auch unsere Anschauungen in vielem seit dem Tode dieses Mannes gewandelt haben und die moderne Zeit mit ihren Ansprüchen nicht spurlos an unseren Anstalten vorübergegangen ist, so sollten wir die Grundanliegen der Persönlichkeiten, die an der Entwicklung des Wohltätigkeits- und Anstaltswesens so entscheidend mitgewirkt haben, nicht vergessen, sondern stets als Richtschnur im Auge behalten.

# Aus der Vergangenheit der Fürsorge für Arme, Kranke und Schwache

Von Johann Jakob Sommer

Die Erweiterung der Heil- und Pflegeanstalt Stetten steht nicht als Einzelfall da, sondern muß im Zusammenhang mit vielen sozialen Maßnahmen der öffentlichen und privaten Hand gesehen werden, wie die zahlreichen Erweiterungen und Neubauten von Krankenhäusern, Altersheimen, Kinder- und Jugendheimen beweisen. Dieser Einsatz in Verbindung mit der erweiterten Sozialgesetzgebung hat dem heutigen Staat auch die Bezeichnung Sozialstaat eingetragen. Dabei verdient nicht nur die große Bereitwilligkeit, mit der alle staatlichen und kommunalen Stellen sich die Erfüllung aller fürsorglichen Forderungen zur Pflicht gemacht haben, hervorgehoben zu werden, sondern auch die tätige Mithilfe und Spendenfreudigkeit so vieler oft gering bemittelter Kreise. Wir werden dabei an vergangene Jahrhunderte erinnert, in denen auch die Mildtätigkeit und Nächstenliebe für die Armen und Schwachen eine besondere Blüte erlebt hat.

Wir müssen bedenken, daß bis ins vorige Jahrhundert hinein die Hilfe für die Armen, Kranken und Schwachen ausschließlich auf die Liebestätigkeit Einzelner oder privater Kreise aufgebaut worden ist. Hierbei haben religiöse Vorstellungen wie die Erfüllung der echt christlichen Forderungen des „Wohltuens und Mitteilens“ eine Rolle gespielt ebenso wie der „Schatz der guten Werke“ im Anblick des Jüngsten Gerichts. Sind doch die ersten Krankenhäuser, von denen wir hören, eine Gründung der urchristlichen Gemeinden, und haben viele der geistlichen Orden, darunter im Mittelalter besonders die Franziskaner, den Dienst am Armen, Kranken und Schwachen zu ihrem besonderen Anliegen erhoben. –

Die zunächst ausschließlich von den Klöstern ausgeübte Liebestätigkeit erlebte ihre erste Ausweitung im Mittelalter mit der Gründung und Entwicklung der Städte. Die günstigen Fortkommensverhältnisse der Bürger in den Städten übten eine große Anziehungskraft auf die ländliche Bevölkerung aus, wie wir das aus den Einbürgerungen ermaßen können. Andererseits häuften sich in den Städten die Fälle, in denen der einzelne als Ortsfremder krank, arm und siech wurde, ohne daß ihm von der engeren Familie oder Sippe eine Hilfe zu Teil werden konnte. Hierzu kamen die Seuchen mit ihren in der Stadtenge größeren Ansteckungsgefahren, die eine Absonderung der Kranken erforderlich machten, wobei die Familienhilfe oft nicht eingreifen konnte, weil ganze Familien von der Krankheit betroffen wurden. Da die hierbei notwendig gewordenen Hilfsmaßnahmen die Kräfte der in den Städten gelegenen Klöstern bald überstiegen, so mußten neue Möglichkeiten geschaffen werden.

Man kann sich fragen, wie überhaupt in der mittelalterlichen Stadt die Fürsorge organisiert war? – Obwohl die Geschichte der Städte recht vielgestaltig ist, je

nach dem Grad der Abhängigkeit von den Grundherren, wie es uns das Bild der freien Reichsstadt oder das Bild einer von einem Grundherren abhängigen Stadt mit allen möglichen Zwischenstufen aufzeigt, so lassen sich doch recht einheitliche Regelungen in der Lösung dieser Aufgabe feststellen. Wir kennen in fast jeder Stadt, die noch Beziehungen zum Mittelalter aufweist, das als „Spital“ bezeichnete ansehnliche größere Gebäude, angefangen von den kleinsten Städten unserer Heimat, wie z. B. Hayingen, bis zu den großen baulichen Anlagen in den alten Reichsstädten Ulm, Eßlingen, Reutlingen, Ravensburg, Hall, Gmünd usw. Wir lesen in vielen Stadtgeschichten von Siechenhäusern und hören von mancherlei Wohltätigkeitsstiftungen wie z. B. in Reutlingen die Spönlins- und Almosenpflege oder das „Spiegelsche Ochsenstift“ für die Insassen des Siechenhauses. –

Wenn hier einige grundsätzliche Züge der mittelalterlichen Wohltätigkeit herausgestellt werden sollen, so kann man damit zeigen, daß die Vergangenheit sich durchaus gegenüber der Gegenwart sehen lassen kann. Ein Unterschied besteht im wesentlichen darin, daß wir heute dem Staat auch auf diesem Gebiet die Erfüllung so vieler Aufgaben zuschieben, während man in der Vergangenheit nur die private Wohltätigkeit als persönliche Verpflichtung kannte. Dabei kann man feststellen, daß die mittelalterlichen Einrichtungen infolge vielfacher, umfangreicher Stiftungen wesentlich reicher waren als unsere modernen Anstalten. So hatte z. B. das Reutlinger Spital in 26 Ortschaften Besitz, darunter gehörten ihm Wannweil und Ohmenhausen ganz. Das Nürtinger Spital war so reich, daß die württembergischen Herzöge es mehrfach als Bankhaus benutzten, um Anleihen bei ihm aufzunehmen. Einen Überblick über die Vermögenslage und die materielle Grundlage der Wohlfahrtseinrichtungen vermitteln uns die städtischen Steuerbücher sowie die Rechenbücher der diesbezüglichen Pflegschaften (= Verwaltungen), soweit sie noch vorhanden sind. Ziehen wir als Beispiel die Stadt Reutlingen heran, so wurde 1555 das Vermögen des Spitals mit 65 400 Pfund, das der Sondersiechen- und Armenpflege mit 30 513 Pfund, das der Spendenpflege mit 28 616 Pfund sowie das der Pfründenpflege mit 21 024 Pfund in Grundbesitz und Kapitalien angegeben, wobei 1 Pfund in ganz roher Schätzung etwa 100 DM entsprechen dürfte.

Wie aus den vorstehenden Angaben hervorgeht, kannte die mittelalterliche Stadt (wie wir heute auch) verschiedene Einrichtungen der Wohlfahrtspflege. Wir unterscheiden da das allgemein vor der Stadt gelegene Siechenhaus, ursprünglich für die Aussätzigen, dann allgemeiner für ansteckende Kranke (von Seuchen Befallene) sowie in der späteren Zweckbestimmung für ortsfremde arme Kranke und Bedürftige bestimmt. Der Mittelpunkt der Fürsorge

bildete zweifellos das Spital, eine Einrichtung, die für verschiedene Zwecke vorgesehen war. Die Insassen gliederten sich in verschiedene Gruppen: 1) die „Dürftigen“, das waren arme Kranke, mittellose Personen, die um Gotteslohn gepflegt und unterhalten wurden, 2) die „Pfründer“ oder „Hausbrüder“, das waren alte Leute, die sich für ihren Lebensabend durch eine Summe Geldes einkauften (Altersheiminsassen), 3) die „Hauskinder“, das waren als Dauerpflegefälle untergebrachte Geisteschwache und Fallsüchtige sowie 4) Waisenkinder und Findelkinder. Außerdem konnten sich die Bürger der Stadt beim Spital eine Pfründe auf Lebenszeit erkaufen in der Form des „Spitallaibs“, d. h. sie erhielten vom Spital ihr Essen, Brot und Wein ausgeteilt (Kostgänger). In dieser Hinsicht deckte sich die Tätigkeit des Spitals mit der die Pfründenpflege, die, aus den Altarstiftungen hervorgegangen, in ähnlicher Weise nach dem Willen der Stifter um Gotteslohn eine Unterstützung leistete. Schließlich ist in diesem Zusammenhang noch die Spendenpflege anzuführen, eine Art Unterstützungskasse für jeden Bürger, der durch Schicksalsschläge in Not geraten war. Aus den Rechenbüchern der Reutlinger Spendenpflege in den Jahren 1551–1564 erfahren wir da, daß in folgenden Fällen eine Unterstützung (Bezahlung) gewährt wurde: „Baste Ruoffs Wittwe zur Bezahlung des Wolf Scherer, dem Arzt, für seine Mittel, Joachim Buhls Erben von des Kindes wegen, das von Pfullingen kommen ist, Franz Kromer seinem Sohn, als ihn Meister Baste geheilt, Hans Hartlieb zur Unterhaltung, Hans Fischers Wittwe, als ihr Mann krank gelegen ist, Jakob Trommeters Tochter, da sie im Kindbett lag in ihres Vaters Haus, Jakob Kupferschmid gen. Appenzeller, als er im Jahre 1551 krank lag, (Hat sein Ahna verheißten, wenn sie sterbe, daß man dann bezahlen werde). Hans Lautenschlager, als sein Schwiger krank lag,“ usw. Außer den hier genannten speziellen Fällen wurden von der Spendenpflege an bestimmten Tagen z. B. Sonntag vor Katherina, Sonntag vor Andreas, zu St. Nikolaustag, St. Lucientag, Sonntag nach dem heiligen Tag, Sonntag nach Neujahr und so fort in jedem Monat an mehreren Tagen Almosen und bestimmte Summen an die Armen verteilt. Auch die Waisenkinder wurden zu Weihnachten und zu Pfingsten bedacht.

Über die Vereinbarungen bei der Aufnahme ins Spital gibt uns das Pfründnerbuch eingehend Auskunft, das im Falle von Reutlingen aus dem Jahre 1500 noch vorhanden ist. Bei dem Altersheimeinkauf, der um 1500 mit 400 Gulden und am Ende des 16. Jhs. infolge der Geldentwertung mit 800 Gulden bezahlt wurde, wurde dem Pfründner und seiner Ehefrau auf Lebenszeiten folgende Rechte eingeräumt: An und ob dem Tisch, daran der Spitalmeister (= Hausvater) und die Pfründner gewöhnlich sitzen und das Mahl einnehmen, zu genießen Speis' und Trank wie der Spitalmeister und die anderen Pfründner. Dazu soll ihnen täglich 1½ Mass Wein, wie ihn der Spitalmeister trinkt, gereicht werden. Außerdem erhält das Ehepaar eine Schlafkammer mit einer Bettstatt und

eine Stube zum Wohnen, die vom Spital beheizt wird. Für den Fall der Bettlägerigkeit soll eine Magd zur Pflege herbeigezogen werden, wobei das Spital für die Verpflegung derselben zu sorgen hat, während der Pfründner den Barlohn zu zahlen übernimmt. Wird der zustehende Wein nicht voll verbraucht, so kann der Pfründner ihn verkaufen bzw. kann das Spital den übrig bleibenden Wein mit einer Geldsumme ablösen. Wenn der Pfründner besuchsweise vorübergehend das Spital verläßt, so wird ihm der Wein gutgeschrieben. Bei den Armen heißt es, dass sie gehalten werden sollen wie die Knechte und daß sie mitarbeiten sollen, soweit ihre Kräfte ausreichen. Bei den Waisenkindern erstreckte sich die Fürsorge nicht nur auf die Kleidung und Nahrung sondern wie eine Reihe von Vereinbarungen zeigen, auch darauf, daß die Knaben ein Handwerk erlernen bzw. die Mädchen kochen und nähen.

Besonders interessieren dürften nun die Belegungszahlen, die verhältnismäßig nicht groß waren. Im Spital in Ulm waren 1502 209 dürftige Bürger und Zunftangehörige und Kranke untergebracht. Von der Stadt Zürich hören wir, daß im Spital im 16. Jahrhundert 50–60 Pfründner und etwa 100 Dürftige jeweils untergebracht waren. Die verschiedenen Aufgabebereiche des Spitals als Altersheim und als Pflege- und Krankenhaus für Bedürftige führten immer wieder zu Überschneidungen. Einerseits sollte der Charakter als Wohltätigkeitsanstalt gewahrt bleiben und die Zahl der Armen nicht zu sehr in den Hintergrund gedrängt werden, andererseits begünstigte der wirtschaftliche Vorteil öfters die Aufnahme von gut zahlenden Pfründnern, wobei sogar vermögende Ortsfremde berücksichtigt wurden. Die Nachfrage nach einem Platz im Spital war entsprechend den begrenzten Möglichkeiten groß. In Zürich kam auf einen frei werdenden Platz etwa 20 Voranmeldungen. Das Reutlinger Spital war vornehmlich mit Pfründnern belegt, soweit sich das aus den spärlichen Quellen erkennen läßt. Bei dem Fehlen von Belegungslisten kann man nur aus den Inventarlisten (Zahl der Bettladen sowie aus der Zahl der Trinkgeschirre) auf die Zahl der Insassen mit etwa 30 schließen. Was die Dauerpflegefälle anbetrifft, so hören wir in Reutlingen nur einmal von einer geistesschwachen Person bzw. einmal von einer Blinden. Durch den Chronisten Fizion hören wir noch ergänzend, daß auch die Krankenpflege zum Aufgabenbereich des Reutlinger Spitals gehörte: „Damit man nirgends nichts versumm – und allen Bresthaften zu Hilfe kumm“ wobei die Bürger und Zunftangehörigen Aufnahme fanden. Daß die Aufnahme der Zunftmitglieder, also auch der ortsfremden Zunftknechte, dazugehörte, geht aus den Zunftordnungen hervor. Bei den Reutlinger Schuhmacherzunftartikeln von 1607 heißt es: „Ein jeder, so in Arbeit allhier steht, begehrt alle 4 Wochen 4 Pfg. und alle Vierteljahr einen Batzen in eine Büchse zu legen, damit man den Zins der bestandenen Herberge jährlich geben könne oder wo einer möchte krank werden, daß er nicht gleich ins Spital oder den Herren heimfiele, sondern daß ihm alsbald aus solcher

Büchse geholfen würde, wie es denn in anderen Städten auch ist.“

Entsprechend seinem Reichtum verfügte das Spital über umfangreiche Baulichkeiten, wie aus den alten Städteansichten und Beschreibungen erhellt. Aus Reutlingen berichtet Fizion: „Dann es ist ein sehr reich Gestift (das Spital), zum Heiligen Geist genennet ist, inwändig hat's ein großen Hof, der steht im Platz ziehmlich weit auf, ist rings herum umfangen gar mit Häusern, Scheuern überall, darin des Spitals Getreide und Frucht wird aufgehoben jeder Zucht, und hat der Stuben ins gemein, 30-ig an der Zahl, groß und klein.“ Ähnliche Feststellungen können wir auch bei anderen Spitälern machen. Meistens gab es neben dem großen repräsentativen Hauptgebäude, in dem der Spitalmeister mit der Verwaltung sowie die Pfründner und die Kranken untergebracht waren, als Nebengebäude die Spitalscheuer sowie landwirtschaftliche Gebäude für Stallungen und für die Unterbringung der Knechte sowie Werkstätengebäude für die Schmiede, Bäckerei, Metzgerei usw. Da das Spital meist in der Stadtmitte lag, so war der Baugrund knapp und die Erweiterung mit Schwierigkeiten verknüpft. Man irrt, wenn man heute beim Spital einen geschlossenen Baukörper vermutet. Die alten Ansichten und Baupläne z. B. des Spitals von Ulm oder von Zürich zeigen, wie eingeengt die Bauten zwischen privatem Besitz lagen und daß damals wie heute dieselben Schwierigkeiten bei baulichen Veränderungen bestanden. In der Reformationszeit bot sich durch die Säkularisation des Klosterbesitzes in den evangelisch gewordenen Städten eine günstige Erweiterungsmöglichkeit. So sehen wir in Ulm, Zürich und Reutlingen eine Vergrößerung des Spitals durch die Inanspruchnahme der Klostergebäude der Barfüßer (= Franziskaner), die vielfach als „Neues Spital“ bezeichnet wurden.

Die Verwaltung und der Betrieb des Spitals erforderte nun eine ganze Anzahl von Hilfskräften. Die Oberaufsicht führten die zwei Spitalpfleger, wozu meistens die angesehensten Ratsherren der Stadt bestimmt wurden. Die Leitung des Hauses hatte der Spitalmeister inne, der bei den Mahlzeiten mit den Pfründnern den Vorsitz führte. In den frühesten Zeiten des Spitals erscheint der Spitalmeister mit der Bezeichnung Bruder, was eine geistliche Führung des Spitals möglich macht, aber in vielen Fällen lag die Ausübung des Spitaldienstes schon frühzeitig in weltlichen Händen. Nachdem der Betrieb des Spitals stark mit der Landwirtschaft verbunden war, wurden eine beachtliche Anzahl von Bediensteten benötigt. Wir hören von Knechten im Marstall (Pferdestall), Viehmägden, Fuhrknechten, Hirten, Bäckerknechten sowie Stubenmägden und Köchin. Hierzu kam in Reutlingen noch ein Kiefer, in Ulm ein Schmied und ein Metzger sowie in Zürich sogar ein Schreiner, Maurer und Wagner. Die Aufsicht über die Arbeiten im Hof und in den Stallungen führte ein Hofmeister oder Vogt. Außerdem war dem Spital ein Arzt zugeordnet, der nach den Kranken zu sehen hatte, in Zürich waren es sogar zwei. Schließlich

gehörte zu allen größeren Spitälern eine Kapelle oder Kirche mit einem eigens dafür angestellten Pfarrer, der regelmäßig Gottesdienst zu halten hatte (am Sonntag die Mittagspredigt).

Als letzten Punkt müssen wir noch kurz auf die Frage nach den Mitteln eingehen, die zum Betrieb dieser Wohltätigkeitsanstalten benötigt wurden. Der reiche Stiftungsfond an Grundbesitz und Kapital ermöglichte es, daß die Betriebsmittel weitgehend aus den Zinsen genommen werden konnten, indem der Landbesitz und die Höfe in Lehen gegeben und die Kapitalien meist hypothekarisch ausgeliehen wurden. Außerdem dürfte bei der Pfründenverleihung bei frühzeitigem Tod des Inhabers ein nicht unerheblicher Gewinn gemacht worden sein. Aber auch das Mittelalter kannte den Aufruf zur tätigen Nächstenliebe durch Sammlungen und Kollekten. So wurde in der Württembergischen Armenkasten-Ordnung von 1536 festgelegt, daß in den Gemeinden regelmäßig zwei Bürger mit einem Wägele umherfahren sollten, um milde Gaben für die Armen einzusammeln. Aus den Rechenbüchern der Reutlinger Spendenpflege entnehmen wir, daß dort „Einnahmen von der Kirche“ bzw. „in dem Tröglein vor der Kirche“ aufgeführt werden, wobei es sich wohl um einen Opferstock gehandelt haben dürfte. Außerdem war es üblich, bei Familienfeiern insbesondere bei jeder Hochzeit, ein Opfer für die Spendenpflege zu geben. Das Verzeichnis dieser Hochzeitsopfer stellt daher eine Art „Ehebuch“ dar.

Überblicken wir das Bild, das uns die erhalten gebliebenen Urkunden und Quellen über die Fürsorge für die Armen, Kranken und Alten vermitteln, so kommt man zu der Feststellung, daß das Spital der Vergangenheit in bemerkenswert vielen Punkten der heutigen Heil- und Pflegeanstalt auf kirchlich privater Grundlage entspricht. Wenn auch der Aufgabenkreis durch die größere Systematik mehr zugunsten der Sinnesschwachen, der Fallsüchtigen und Alten eingeschränkt worden ist, so finden wir auf der betrieblichen, wirtschaftlichen Seite viel Verwandtes wie die Verbindung zur Landwirtschaft und die Werkstätten mit mancherlei Handwerken. Auch das Bestreben, den Jugendlichen soweit wie möglich eine Berufsausbildung zu geben und den Älteren durch eine irgendwie geartete Arbeit noch eine sinnvolle Lebensgestaltung zu vermitteln, ist dasselbe geblieben, ebenso wie die geistliche und gesundheitliche Führung durch die Kirche und den Arzt. Wenn wir uns über die Fertigstellung der Neubauten auf der Hangweide der Anstalt Setten und die damit erweiterten Möglichkeiten freuen, so sollte der Blick auf die Vergangenheit uns bescheiden werden lassen und uns anspornen, den uns gestellten Aufgaben der tätigen Nächstenliebe gerecht zu werden.

#### Literatur:

1. Einen ausgezeichneten Überblick gibt Bernhard Zeller in seinem Aufsatz: Die Schwäbischen Spitäler in Württ. Vierteljahrh. XIII, 1954, 71–89, mit vielen weiteren Zitaten in Beziehung auf Ulm (J. Greiner & H. Klemm, K.

Wöhrle), Schwäbisch Gmünd (G. Mehring & H. Wörner), Lindau (B. Zeller) usw. – In dieser Darstellung wurde auf Reutlinger Urkunden Bezug genommen, die B. Zeller nicht verwendet hat.

2. G. A. Wehrli, Die Krankenanstalten und die öffentlich angestellten Ärzte und Wundärzte im alten Zürich, in Mitt. d. Antiqu. Ges. in Zürich, XXXI, H. 3, 1934. Die schwer greifbare Darstellung wurde wegen der näheren Beziehungen zwischen den Schweizer und den Schwäbischen Städten (siehe Städtebünde!) beigezogen, besonders auch wegen der Vollständigkeit der Urkunden, auf denen sie beruht.

3. P. Schwarz, Die Grundherrschaft der Reichsstadt Reutlingen. Diss. Tübingen 1952. Aus dieser sorgfältigen

und zuverlässigen Arbeit stammen die Angaben über das Vermögen der Reutl. Pflögschaften.

4. E. Benz, Das Stiftungswesen, Unterabschnitt in dem Kapitel Wohlfahrts- u. Fürsorgewesen, Stiftungen im Heimatbuch des Kreises Nürtingen Bd. 1, Wzbg. 1950, eine sehr gelungene Darstellung mit einer über den Rahmen des Kreises hinausreichenden Gültigkeit.

5. A. Diehl, Die offene Armenfürsorge in Stuttgart vor d. Reform, in Württ. Vierteljahrh. XLII, 1936, 36 sowie F. Fritz, Die Liebestätigkeit d. Württ. Gemeinden v. d. Reform-Zeit bis 1650, in Württ. Kirch. Gesch. Bl.

6. J. J. Sommer, Aufsätze über das Reutlinger Spital und das Spendhaus in Reutlinger Heimatblätter Nr. 14 u. 16, 1950/1951.

## Landarzt in alten Tagen

Aus den Erinnerungen von Dr. med. Max Kohlhaas  
(gest. 1952 als Obermedizinalrat in Stuttgart)

Nach meinen Studien- und Ausbildungsjahren, die mich aus den Hörsälen bedeutender Lehrer erst in die weite Welt als Schiffsarzt in die eben erst erworbenen deutschen Kolonien in Afrika, dann mit zu der Bekämpfung der großen Hamburger Cholera-Epidemie im Jahre 1892 geführt hatten, bedeutete es die Erreichung eines wichtigen Lebensabschnitts, als ich mich im Sommer 1894 zur Begründung einer eigenen Praxis als Ortsarzt in dem damals noch so kleinen Stetten im Remstal niederlassen konnte. Nach dem Vorbild des großen medizinischen Lehrmeisters Kußmaul erstrebte ich eine möglichst allgemeine Vertiefung der ärztlichen Berufskennntnisse, wie sie in solcher Vielfalt nur dem Landarzt möglich war. Hier in dem abgelegenen Ort mußte man alle Fachkenntnisse zur Hand haben, da gab es keine Möglichkeit wie in der Stadt, bei jedem ernsteren Fall zum Spezialisten zu laufen – hier war man ganz auf sich selbst gestellt und so habe ich nie zu bereuen gehabt, daß ich aus meiner neunjährigen Tätigkeit im Remstal die Erfahrung gewann, im Frieden und leider auch später als Truppenarzt im Krieg mich mit allen ärztlichen Anforderungen selbständig zurechtzufinden.

Freilich werden viele rein fachärztlich eingestellten Kollegen der Großstadt denken, diese Vielseitigkeit werde auch ihre Haken betreffs Technik und Leistung gehabt haben! Aber da ich in hohen Jahren objektiv genug auf meine damaligen Taten zurückblicken kann, darf ich sagen, daß ich nur bei sehr vereinzelt Fällen der geburtshilflichen Tätigkeit oder der Unfallheilung nachträglich glauben mußte, daß sie in rein

fachärztlicher Hand mit größerer Assistenz als der ländlichen Hebamme, des Landapothekers oder Laienhelfers besser, als es geschah, geheilt worden wären. Auch wenn es z. B. bei Geburten im Armenhaus an jedem Handtuch und sogar einer Waschschüssel fehlte, verliefen sie trotz schwerster Komplikation doch immer tadellos.

Der Gedanke, einem großen Kreise tüchtiger arbeitsfroher Menschen jener bodenständigen Landbevölkerung täglich und stündlich ein gern gerufener Helfer zu sein, und deren herzliche, in den Familien noch nach Jahrzehnten festgewurzelte Dankbarkeit wogen reichlich auf, daß bei den damaligen Lebensumständen jener Gemeinden, die seither durch industrielle Regsamkeit und landwirtschaftliche Verbesserungsmöglichkeiten einen einst kaum bekannten Wohlstand gewonnen haben, der klingende Lohn nicht nach städtischen Maßstäben gerechnet werden konnte. In das ernste Vertrauensverhältnis, wie es zwischen dem Kranken und dem Arzt bestehen soll, waren noch keinerlei Zwischenstellen eingeschaltet; der damalige Landarzt war mit der ganzen Familie von Ahne zu Kind, mit ihrem Heim und ihren Alltagsorgen eng vertraut, ein Helfer und Berater durchaus nicht nur in den Fragen seines eigentlichen Fachgebiets.

Manche Erkenntnisse über Erbanlagen, Anfälligkeit oder Immunität der einzelnen Sippen gegenüber verschiedenen Krankheiten waren so aus der ständigen Beobachtung der Lebensumstände und gesundheitlichen Disposition zu gewinnen, weit mehr als beim ständigen Wechsel der großstädtischen Bevölkerung,

die je nach dem Einzelfall bald diesem bald jenem Heilbeflissenen, oft nach Laune oder Empfehlung unverantwortlicher Ratgeber zuläuft. Doch sei statt einer Kritik der neuen Zeit lieber erzählt, wie ich hier in einer bekannten Weingegend beispielsweise die Lehre unseres Tübinger Poliklinikers Jürgensen bestätigt fand, der auf Grund seiner Beobachtung der Tübinger Bevölkerung die Therapie empfahl, notfalls zu großen Mengen Alkohols in konzentrierter Form zu greifen. Bei fieberkranken Weingärtnern und -Konsumenten meines neuen Bezirks habe ich diese Lehre mit Erfolg beherzigt – allerdings nicht so wie ein anderer Kollege, der einmal mit einem Pneumoniker zusammen am Bett die ganze Nacht trank; am Morgen war der Patient gesund, aber der Arzt total betrunken, doch soll er dafür eine Rechnung geschrieben haben: „vom Tode errettet, hundert Mark!“ . . .

Um sich das Entstehen eines wahren Vertrauensverhältnisses zu erklären, muß man sich aber vor allem vergegenwärtigen, daß es damals kein Telefon, kein Auto, nicht einmal einen Krankenwagen gab – der einzig vorhandene Stuttgarter Krankenwagen durfte nicht nach auswärts geschickt werden! – und der Landbewohner starb lieber gleich zu Hause, als ein einsames Krankenlager in der Stadt, fern von den Angehörigen (und wie weit war damals schon Stuttgart!) auf sich zu nehmen. – Ich hatte mir für die weiten Wege über Land um sechshundert Mark einen schönen Rappen, „Assur“, zuvor das Kommandeurpferd des Olga-Regiments, gekauft, später kamen noch weitere mit Wagen und Schlitten hinzu. Auf den Ritten zu den entlegenen Dörfern des Schurwalds begleitete mich mein schottischer Schäferhund „Don“, das Geschenk eines Tübinger Studienfreunds, ein ungewöhnlich kluges Tier, das ich zu meinem bitteren Kummer endlich im Jahre 1902 hochbetagt in den Hundehimmel entlassen mußte. Ich will nicht zu breit wiederholen, wie mich diese beiden treuen Freunde auf den einsamen Ritten auf ihre Weise unterhalten haben, wie das Tier jede Anrede, nicht nur Lob und Tadel versteht. Es war herrlich im Frühjahr, Herbst, oder Wintersonnenschein – weniger schön bei tagelangem Landregen, wo man trotzdem ebenso heraus mußte, wenn die Pflicht rief.

Allerdings wurde man selten ohne Not alarmiert, da der Begriff des „Anrechts auf Behandlung“ noch nicht jedermann zu der Meinung geführt hatte, den Arzt zu jeder Zeit tanzen zu lassen, wann es einem gerade einfiel. Dazu hätte der Remstaler Bauer und Weingärtner alten Schlages, der mit seinem gesunden eigenen Selbstbewußtsein auch die entsprechende Achtung vor der Arbeit anderer verband, zu viel

selbstverständlichen Anstand gehabt, obwohl auch mit ihm ohne eine Portion erdhafter schwäbischer Deutlichkeit nicht immer auszukommen war. – Zur bodenständigen Dickköpfigkeit, der manche ärztliche Anordnung „parduh“ nicht eingehen wollte, kam stellenweise die in diesem Landstrich besonders beheimatete pietistische Orthodoxie, die auf dem Gebiet der Krankenbehandlung zu seltsamen Konsequenzen führen konnte:

Was sollte man viel sagen, wenn ein Mann in der Sprechstunde erschien mit den glaubensstarken Worten: „Herr Doktor – behandeln sollen Sie mich nicht, sondern mir nur sagen, was mir fehlt, damit ich zum lieben Gott beten kann; der wird mich schon heilen.“ –

„Nun, Sie haben einen Schlüsselbeinbruch, der sehr schräge steht und den der liebe Gott bestimmt nicht gerade machen wird, wenn ich Ihnen keinen Verband machen darf – denn der liebe Gott hat ja auch die Wissenschaft zur Hilfe für die Nebenmenschen geschaffen.“ Doch er ging fort und behielt seinen schiefen Knochen, fest überzeugt, daß das eben so gewollt und beschieden sei. . . .

In diese dörfliche Umgebung führte ich nun im Jahre 1895 meine junge Frau direkt aus Hamburg, wo sie großgeworden war. Auch sie entstammte zwar einer württembergisch-pfälzischen Familie, und nach fünf- und zwanzig Ehejahren entdeckten wir im Wege der einst noch kaum bekannten Ahnenforschung überhaupt erst, daß wir von Marbacher gemeinsamen Vorfahren her auf gut schwäbische Weise aus dem 17. Jahrhundert bereits verwandt waren. Damals allerdings sagten die Stettener zu ihrer hochdeutschen Sprechweise: „Die junge Doktorfrau ist ja sehr lieb und freundlich, aber einen Fehler hat sie: daß sie halt nur englisch spricht!“ –

Das bedeutungsvolle Jahr hatte für mich wenig verheißungsvoll begonnen, da ich am Neujahrsmorgen früh mit dem Schlitten umwarf, weil das Pferd zu kurz eingespannt war und den Berg hinab durchging, so daß ich mit dem mitfahrenden Apotheker kopfüber in den Schnee hinausflog – doch ich nahm den Unfall nicht als Omen, sondern nahm mir vor, im Ehestand vorsichtiger zu fahren. Bald kam meine Mutter, der ich schon einmal mit meiner Braut unsere neue Heimat im schönsten Bild, in der Frühjahrsblüte vom Kernen niedersteigend, gezeigt hatte, nun um die Wohnung einzurichten, im damals ersten Haus an der Straße rechts von Rommelshausen herein. – Mit den Freunden gab es noch vor meiner Abreise einen gewaltigen „Brotwasser-Abschied“ im Stettener „Ochsen“ – übrigens einem Stammhaus meiner Fa-

milie, da meine Urgroßmutter Henrica Heuglin als Tochter des damaligen Ochsenwirts Guckenberger geboren war; eine ansehnliche Familienstiftung, die dieser fürsorgliche Vorfahr nach damals verbreitetem Brauch für die Berufsausbildung seiner Nachkommen hinterlassen hatte und die manch tüchtigem Sproß einer weitverzweigten Familie den Lebensweg gebahnt hat, ist nun auch längst durch Inflation und Entwertungen ihres Sinns beraubt dahingegangen.

Nach einer schönen Hochzeitsreise von Hamburg über das herrliche Dresden, über Prag, damals eine unverkennbar deutsche Stadt, und über Wien langten wir denn wieder an meinem Berufssitz an – am ersten Morgen gleich der berufsmäßige Alarm zu einem diphterieerkrankten Kind, dann aber Ständchen des Kriegervereins und allgemeine Freude, Beginn einer glücklichen Zeit mit guten Nachbarn und Besuch lieber Freunde – ebenso auch, als wir übers Jahr nach dem größeren Waiblingen verzogen, wo ich bis zum Jahr 1903 verblieb.

Wie oft bekam der Arzt bei nächtlichem Alarm die erste Kurzfassung der Krankengeschichte von der Straße zum Fenster heraufgerufen! Nicht nur die Beförderungs-, auch die Verständigungsmittel befanden sich damals noch auf einem Entwicklungsstand, von dem man sich nach zwei Menschenaltern kaum noch eine Vorstellung zu machen vermag; und dabei kamen wir uns damals bereits höchst fortschrittlich vor! Telegraf und Telefon existierten zwar, doch wer benutzte auf dem Lande die wenigen Leitungen und gab für so etwas Geld aus! Man schickte eben Boten wie in alter Zeit. Auch den kleinen Güterverkehr nach der Hauptstadt und zurück besorgte zweimal in der Woche eine „Bötin“ mit einem Wägelchen. – Daß man in den Wohnungen Petroleum-Lampen stehen hatte und daß eine Gasbeleuchtung (mit höchst empfindlichen Glühstrümpfen, die bei der kleinsten

Erschütterung zerfledderten) fast ein Luxus war, wird fast niemand mehr glauben wollen, wo heute im entlegensten Weiler durch einen Griff an den Schalter Licht und Konzert-Unterhaltung zur Verfügung steht. Nicht weniger muß man sich die Wandlung der Arbeit in Küche und Waschküche vorstellen – allerdings waren damals auch zuverlässige Dienstboten leichter zu finden, die es sich zur Ehre rechneten, in einem guten Haushalt etwas zu lernen und zu leisten, und die uns meist durch viele Jahre treugeblieben sind.

Mit den Mühen und Fährlichkeiten der damaligen Berufsausübung möchte ich ebensowenig wie mit dem Anschein besonderen Mutes prunken, sondern nur die damaligen Verhältnisse noch einmal anschaulich werden lassen, wenn ich erwähne, wie es bei den primitiven Wegen geschehen konnte, daß man mit dem Pferd auf einem morschen Steg, der nun einmal zu dem Kranken führte, einbrach und daß es kein Vergnügen war, sich mit ausgerenkter Knie-scheibe in stockdunkler Nacht mit dem Tier weiterhelfen zu müssen; ebenso, wie in der Zeit sommerlicher Wolkenbrüche das Tal der friedlichen Rems binnen einer halben Stunde zum tobenden Strudel werden konnte, der uns um ein Haar mit dem Wagen von der Straße gerissen hätte, wenn die braven Pferde nicht im letzten Augenblick instinktiv einen nur wenig erhöhten rettenden Stand gefunden hätten. So war auch der treuen Arztfrau in früheren Zeiten manche Sorge aufgebürdet – auch manche Geduld, Herzausschüttungen harrender Patienten anzuhören, bis der Mann von weiten Besuchsritten zurückkam, und doch war es ein schwerer Entschluß, dem ländlichen Paradies mit Garten und Pferden zuletzt Lebewohl sagen zu müssen, als eine größere Aufgabe in der Vaterstadt winkte. Begleitet haben uns auf diesem Weg die Erinnerungen an die Berufszeit auf dem Land, die Mühe und Arbeit und damit köstlich gewesen ist.

## Am Abend

Es neigten die Vertrauten  
Sich stumm einander zu,  
Die stillen Augen schauten  
Und sagten leise Du.

Kaum wollt' der Tag vergehen,  
Und überall war Ruh,  
Am Himmel blieb er stehen,  
Sah noch von ferne zu.

Wie zu der Nacht Gefallen  
Wob er ein goldnes Band  
Und ließ es langsam fallen,  
Dort, wo er still verschwand.

*Ulrich Binder*

# Württembergische Einwanderer begründen den Weinbau in Ohio

Mitgeteilt von Robert Umland

Durch Zufall hat sich in den Akten des Hauptstaatsarchivs Stuttgart\* ein Brief gefunden, der Zeugnis ablegt von dem großen Verdienst, das württembergische Einwanderer sich um die Einführung des Weinbaus in den Vereinigten Staaten von Amerika im Staate Ohio erworben haben. Es handelt sich um ein Schreiben des Heilbronner Bürgers Carl Rümelin, der kurz zuvor aus den Vereinigten Staaten in die Heimat zurückgekehrt war und dabei einige Flaschen Wein mitbrachte, die er seinem König übersandte. Doch lassen wir ihn selber sprechen: Seiner Majestät dem König Wilhelm von Württemberg. Bei meiner Abreise von Cincinnati – Ohio wurde mir von einem seiner reichsten Bürger, Herrn Nicolas Longworth, einem eingeborenen Amerikaner, der angenehme Auftrag, Euer Königlichen Majestät beifolgende 4 Flaschen Wein zu überbringen.

Indem ich so frei bin, mich dieses Auftrags zu entledigen, erlaube ich mir beizufügen, daß der Grund der Sendung an Eure Königliche Majestät der ist, dass Württembergische Weingärtner es hauptsächlich waren, die den ersten guten Wein bei Cincinnati lieferten.

Alle Nationen Europas tragen Schätzbares zur endlichen allmählichen Erinnerung (sic) amerikanischen Lebens bei. Vom Neckar zum Ohio trugen die Schwaben den Sinn für Weinberge und mit diesem Sinn als immer begleitendes Gefühl das Streben nach gemütlich gesellig frohem Leben, und es bedurfte nur der Beförderung des zum Weinbau geeigneten Landes reichen Longworth's, um die letzte schöne Zierde des schönen Ohio bleibend ins Leben zu rufen. So trägt der wandernde Fuss des Menschen, den Pfad der allweisen Vorsehung befolgend, von Weltteil zu Weltteil die in der Heimat sich angewöhnten Genüsse. Empfangen nun Eure Majestät gütigst den Wein als eine kleine Anerkennung der Dankgefühle, die Amerika gegen Württemberg so gerne anerkannt, und erlauben Eure Majestät mir den Wunsch und die Hoffnung auszudrücken, dass dies Ergebnis deutschen Fleisses in Amerika Euer Majestät bestens munden möge.

Der Wein besteht, wie Euer Majestät sehen werden, aus zwei Sorten. Die hellere ist das Ergebnis der Catacoba-Traube, die rote das der Isabella. Erstere wird bleibend in Amerika als Weintraube gepflanzt werden. Der Weinbau nimmt jährlich in Amerika in schnell steigendem Verhältnis zu und es bedarf nur noch der Sammlung von gegenseitiger Erfahrung in der Verfahrungsweise, um denselben permanent in Amerika zu machen. Zu diesem Zwecke besteht, ähnlich der Weinverbesserungs-Gesellschaft in Württemberg, eine Weingärtner-Association in Cincinnati und durch dieselbe wird gewiss das erwünschte Ziel erreicht.

\* HSTA Stuttgart, Bestand E 14–16, Fasz. 126/20

Mit tiefster Ehrfurcht verharret

Euer Königlichen Majestät  
ergebenster  
Carl Rümelin

Heilbronn, 17. September 1853

Der König, für alle fortschrittlichen Bestrebungen in der Landwirtschaft aufgeschlossen und nicht zuletzt auch ein wenig stolz auf die Leistungen seiner Württemberger im Ausland, ließ dem Überbringer des Weins durch seinen Obersthofmeister, Freiherrn von Seckendorff, antworten:

Stuttgart, den 23. September 1853

Euer Wohlgeboren habe ich nach Höchster Absicht Seiner Majestät des Königs zu benachrichtigen die Ehre, dass Höchstdieselben Ihr Schreiben vom 17. des Monats nebst den übersandten vier Flaschen bei Cincinnati erzeugten Weines erhalten haben.

Seine Majestät haben diese Zusendung sehr wohlwollend aufgenommen und mir aufgetragen, Ihnen hiefür höchst Ihren gnädigsten Dank zu bezeugen, wie auch Sie zu ersuchen, dem Herrn Nicolas Longworth für die Aufmerksamkeit, die er Höchstdenselben durch Ihre Vermittlung bewiesen, in höchstdero Namen verbindlichst zu danken. Seine Majestät fügen bei, dass jene Zusendung Höchstsie umso mehr gefreut habe, als sie zugleich eine Probe des Fleisses enthalte, der auf fernem Boden von solchen Söhnen des Landes bewiesen worden, die das Vaterland ungern habe scheiden sehen.

Hochachtungsvoll

Freiherr von Seckendorff,  
Hofmarschall

## Präsident i. R. Reinhold Scholl zum 80. Geburtstag

Am 18. August dieses Jahres vollendete der Ehrenvorsitzende des „Vereins für Familien- und Wappenkunde in Württemberg und Baden e. V.“ Reinhold Scholl sein achtzes Jahrzehnt.

Jeder lauten Feier abhold, war er an diesem Tage nicht in Stuttgart, sondern abseits vom Lärm in seiner Geburtsstadt Langenburg.

So ganz alltäglich ist, wie nachträglich bekannt wurde, der Tag doch nicht vorübergegangen: die Post brachte ein rundes Hundert Glückwünsche. Sogar die Lokalpresse hatte sich eingeschaltet und feierte den Sohn der Stadt. Die Stuttgarter Presse schwieg, der dringenden Bitte des Jubilars entsprechend. Aber seine Freunde können doch nicht schweigen. –

Der 80. Geburtstag zwingt zu einer Rückschau. R. Scholl ist nun 38 Jahre Mitglied des Vereins. Im Jahre 1920 dem neugegründeten Verein beitretend, war er maßgeblich beteiligt an seinem Aufbau und am Entwurf der – von zeitbedingten Änderungen abgesehen – heute noch

gültigen Vereinsatzung. Ein Vierteljahrhundert später wurde ihm übrigens die Formulierung der Satzung für die „Arbeitsgemeinschaft der genealogischen Verbände in Deutschland“ übertragen, ein Zeichen des Vertrauens und der Achtung, die ihm im ganzen Bundesgebiet in den Reihen der Genealogen entgegengebracht werden.

Hier müßten nun mit chronikaler Treue die dem Gefeierten zuteil gewordenen Ehrenmitgliedschaften und Auszeichnungen aufgezählt werden. Das wäre nicht in seinem Sinn. Deshalb sei nur über seinen „Werdegang“ innerhalb des Vereins berichtet, der sich mit dessen Entwicklung deckt. Im Herbst 1923 wurde R. Scholl zum stellvertretenden Vorsitzenden gewählt. Vom November 1924 an mußte er das Amt des Vorsitzenden de facto ausüben, weil der bei der Vereinsgründung als Vorsitzender gewählte verdiente und bedeutende Genealoge Dr. W. Pfeilsticker, Ehrenmitglied des Vereins, sein Amt niederlegte. Die Hauptversammlung im Januar 1925 machte R. Scholl dann auch de jure zum Vorsitzenden. Gemäß der Vereinsatzung stellt der Vorsitzende in jeder zweiten Jahresversammlung (Hauptversammlung) sein Amt zur Verfügung. Bis zu seinem von allen Vereinsmitgliedern tiefbedauerten und erst nach seiner eindeutigen Willenserklärung angenommenen Rücktritt im Jahr 1955 wurde Scholl jedesmal nach Ablauf der Wahlperiode ohne Wahlgang durch einstimmigen Zuruf als Vorsitzender wiedergewählt.

Dreißig Jahre, ein Menschenalter in genealogischem Sinne, waltete er nun seines Amtes, ein Verdienst, das der Herr Bundespräsident durch Verleihung des Verdienstkreuzes I. Klasse des Bundesverdienstordens gewürdigt hat.

Die Rückschau von abendlichen Höhen aus vergoldet die Geschehnisse der vergangenen Tage. So soll es sein! Aber es waren im Ablauf dieser 30 Jahre doch manche schweren Tage für den Vorsitzenden. Da galt es, den Verein gut über die Zeit der „Machtübernahme“ zu steuern. Es gelang! Dann kam der zweite Weltkrieg und in seinem Gefolge der Zusammenbruch. Die auf zahlreiche Orte verteilte Vereinsbücherei wurde größtenteils vernichtet, das Archiv war verlagert, die Vereinsmitglieder zerstreut, jede Vereinstätigkeit unterbunden. Ihre Wiederaufnahme erschien ein nicht zu meisterndes Wagnis. Aber der Vorsitzende resignierte nicht, trotz persönlicher Unbill, die ihn in diesen Tagen traf. Er brachte es fertig, daß der Verein im Juni 1946 wieder eine Versammlung abhalten durfte. Klein war damals noch das Häuflein der Unentwegten, auch die M.-P. kam zur Kontrolle; aber aufwärts ging es wieder. Schon im August 1947 ging das erste Mitteilungsblatt an unsere Mitglieder hinaus. Diese Wiederbelebung des Vereins, der als erster familienkundlicher Verein im Bundesgebiet seine Arbeit wiederaufnehmen durfte, ist dem persönlichen Einsatz des Vorsitzenden zu verdanken. Er wußte der amerikanischen Militärregierung verständlich zu machen, daß Familienkunde keine „Nazisache“ ist; er verstand das damals bestehende Verbot, eine Zeitschrift herauszugeben, elegant zu um-

schiffen, indem er Einzelbroschüren veröffentlichte. Die prachtvolle Mischung „lebendigen fränkischen Geblüts mit schwäbischem Einschlag“ gab ihm die Möglichkeit, wirkungsvoll und erfolgreich nach dem Wort zu handeln: *suaviter in modo, fortiter in re.*

Jedem Besucher der Monatsversammlungen des Vereins wird es unvergeßlich bleiben, mit welcher Eleganz und unaufdringlicher und trotzdem scharfer Erfassung der Hauptsache er Debatten leitete oder zum Abschluß die Quintessenz eines Vortrags herausstellte. Hinzu kam sein ausgeprägter Sinn für Humor. Nach dem Satz von Jean Paul: „Heiterkeit ist der Himmel, unter dem alles gedeiht, Gift ausgenommen“ hat er oft erfolgreich Gefahren umgebogen. Mit Vergnügen erinnern sich heute noch die Vereinsmitglieder an die aus ihren Reihen einmal gestellte Anfrage, warum eigentlich immer noch keine Genealogie Drautz (Name des ehemaligen Heilbronner Kreisleiters) zusammengestellt worden sei trotz der zahlreichen Namensträger, besonders im Unterland. Darauf Scholl: „s'traut's sich keiner.“

Doch zurück von der Anekdote zu „des Lebens ernster Führung“.

Unter der Führung des Jubilars hat der Verein den „Faber“ neu herausgegeben (Ferd. Friedr. Faber, „Die Württembergischen Familien-Stiftungen“) mit den wertvollen Ergänzungen des † Vereinsmitglieds Pfarrer a. D. Adolf Rentschler. Faber war, ist und wird sein die erste Quelle für jeden Ahnensucher im schwäbisch-alemanischen Raum. Für das Jubiläum der Universität Tübingen im Jahr 1927 hat Scholl die wertvolle Schrift: „Die Bildnissammlung der Universität Tübingen 1477–1927“ herausgebracht, ein Werk, das noch heute als Quelle lebendig ist und viel benützt wird.

Neben der Genealogie galt seine besondere Liebe der Heraldik. In der Tagespresse brachte er zahlreiche Aufsätze über Familienwappen mit genealogischer Untermauerung, die im Leserkreis großen Anklang fanden. 1938 gründete er als besondere Abteilung des Vereins die „Heraldische Beratungsstelle“, die sich auch heute regen Zuspruchs erfreut.

Nach dem Krieg übernahm er neben dem Amt des Vorsitzenden die Schriftleitung unserer Vereinszeitschrift, deren Titel seit 1949 umgeändert wurde in: „Südwestdeutsche Blätter für Familien- und Wappenkunde“. Aus der Fülle seiner Arbeit muß noch die Tätigkeit im „Deutschen Auslandsinstitut“ erwähnt werden, dessen sippenkundliche Abteilung er mitbegründet und vier Jahre lang betreut hat.

Genug der Rückschau! Wer den Jubilar kennt, weiß, daß er die Hand noch an der Pflugschar hat, daß er noch manche Aufgabe meistern wird, ehe er resigniert. Nicht umsonst ist das Pflugmesser, der „Säch“ in seinem Wappen. Die Vereinsmitglieder aber freuen sich auch weiterhin bei jeder Zusammenkunft, wenn sie begrüßen dürfen den junggebliebenen „alten“ Vorsitzenden des „Vereins für Familien- und Wappenkunde in Württemberg und Baden e. V.“.

Walter Gress

Geschäftsstelle: Stuttgart, Charlottenstraße 15/1, IV. Stock · Fernruf 24 13 98 · Geschäftszeit 8–16 Uhr

Postscheckkonto Stuttgart 30 27 · Girokonto Städt. Girokasse Stuttgart 164 30

## Friedrich Schmückle

† 20. September 1958

Auf dem stimmungsvollen Leonberger Friedhof, mit weitem Blick auf seine geliebte Heimat, haben wir am 22. Sept. Friedrich Schmückle begraben. Vor nicht zu langer Zeit haben wir zu seinem 65. Geburtstag seines Wirkens als Leiter unserer rührigsten Ortsgruppe und als unermüdlichen Gegenrechners unseres Schatzmeisters gedacht. Vier Wochen vor seinem unerwartet raschen Ende genoß er noch mit berechtigtem Stolz die 50. von ihm geplante und geleitete Ortsgruppenfahrt, die über den Schurwald zu seinem Geburtsort Backnang führte. Es war der Höhepunkt und Abschluß eines Lebens unentwegter Pflichttreue. Er hatte nicht nachgelassen, als ihm die Arbeit in seinem Garten, auf den Wanderungen und in seinen Büchern unversehens beschwerlicher geworden war. Gerade von seinem erfahrenen, von Güte und fröhlicher Lebensweisheit getragenen Rat hatten wir uns für die grundsätzliche Planung der Bundesarbeit noch viel Wertvolles versprochen, während seine verwaiste Ortsgruppe, für die ihm Forstmeister Pfister die letzten Grüße nachrief, ihn schmerzlich vermissen wird. Ein echter ganzer Mann ist mit ihm dahingegangen — er wird nicht leicht, in seiner besonderen Art vielleicht gar nicht, zu ersetzen sein. Die Worte herzlichen Gedenkens, die der Vorsitzende besonders auch namens seines Vorgängers und unseres Schatzmeisters Notar Auwärter am Grabe sprach, mögen in diesen Zeilen auch im ganzen Heimatbund, im ganzen Lande Widerhall finden, wo dieses getreuen Schwaben auf all unsern künftigen Zusammenkünften, vor allem aber im Kreise seiner Ortsgruppe, noch lange gedacht werden wird.

## Ostschwäbische Tage in Ellwangen

Die Ferienwoche des Schwäbischen Heimatbundes in Ellwangen ragt unter den bisherigen Veranstaltungen gleicher Art nicht zuletzt dadurch hervor, daß es möglich war, zum guten Gelingen des großen Werkes eine ganze Reihe von Persönlichkeiten, vor allem der staatlichen und kommunalen Behörden sowie der verschiedensten Körperschaften, zu versammeln. Eine Einzelheit ist bezeichnend: die Veranstaltungen der Woche waren im Programmheft angezeigt, welches die Stadt Ellwangen anlässlich der vorausgehenden Ellwanger Heimattage und des 300jährigen Jubiläums des Peutingergymnasiums erscheinen ließ. Bürgermeister Rothmaier war unermüdet, unsichtig sorgend und innerlich teilnehmend, tätig gewesen, um die organisatorischen Voraussetzungen zu schaffen. P. Rektor Bauer vom Missionshaus St. Joseph hatte sein Institut für eine verbilligte Sammelunterkunft zur Verfügung gestellt. Oberstudiendirektor E. Volz nahm die beiden Ausstellungen in das Gymnasium auf, dessen Festsaal als Vortragsraum dienen konnte. Stiftschorleiter Häfele übernahm die mühevollen Arbeit der Vorbereitung und Durchführung der kirchenmusikalischen Feierstunde. Die Karl-Stirner-Ausstellung wäre ohne die Bereitschaft der Witwe, Frau P. Stirner, den gesamten Stirner-Nachlaß zur Verfügung zu stellen und ohne Leihgaben Aalener und Ellwanger Sammler unmöglich gewesen. Am guten Gelingen der Studienfahrten war nächst dem fürstl. hohenlohischen Archivrat K. Schumm der Ellwanger Heimatforscher Oberstudienrat i. R. H. Rettenmeier beteiligt; beide Herren bildeten, zusammen mit dem Geschäftsführer Dr. Schahl, einen Ausschuß, dem die gesamten vorbereitenden Maßnahmen oblagen. Auch der Kreis der Vortragenden setzte sich größtenteils aus Ellwanger Persönlichkeiten zusammen: wiederum den Herren Rettenmeier und Volz, dazu Studienrat Dr. E. Schmid. Unter den auswärtigen Mitwirkenden sind, außer Herrn Schumm, zu nennen: Dr. Graf Adelman von Adelsmannsfelden vom Staatl. Amt für Denkmalpflege Stuttgart, Direktor Dr. M. Miller vom Hauptstaatsarchiv Stuttgart und Prof. Dr. G. Reichert von der Universität Tübingen. Wenn der Süddeutsche Rundfunk an letzter Stelle genannt wird, so geschieht dies, um seine Mitwirkung um so nachdrücklicher hervorheben zu können. Sie erstreckte sich diesmal nicht nur auf das dauernde Mitgehen und Begleiten mittels des „Ohres“ des Mikrophons, sondern auch auf die aktive Beteiligung in der Durchführung des Schloßkonzertes unter der Gesamtleitung des unseren Mitgliedern und Freunden wohl bekannten, bewährten Leiters der Südwestdeutschen Heimatpost Wilhelm Kutter. Schließlich darf dankbar der Mitarbeit der „Schwäbischen Post“ und der „Ipf- und Jagstzeitung“ gedacht werden, deren verantwortliche Schriftleiter für gewissenhafte Berichterstattung Sorge trugen.

Man kann ohne Übertreibung sagen, daß die diesjährige

Ferienwoche des Schwäbischen Heimatbundes in besonderer Weise die Gemeinschaftsleistung eines weit gezogenen Kreises von Fachmännern war, die von den verschiedensten Seiten aus ihre Blicke auf den Raum: Virngrund, Ries und Hardsfeld gerichtet hatten. Kaum zuvor einmal war zum Ausdruck gekommen, daß das Spezialistische im Universellen des Heimatgedankens gebunden zu werden vermag und in einer vielseitigen ganzheitlichen „heimatkundlichen“ Betrachtungsweise einen neuen Sinn erhält. Daß es dabei gelang, sich nicht nur in einem engen Kreis zu bewegen, sondern einen weiteren Bereich von Vorteilnehmern und Einzelbesuchern zu erfassen, gab dem Zusammensein seinen eigentlichen Sinn: den Gemeinsinn auf eine höhere Ebene zu heben und letzten Endes eine lebendige Gemeinschaft von Menschen zu schaffen, die sich der Heimat in einem übrigens keineswegs einfachen Sinne verpflichtet fühlen. Wurde doch jedem Zugehörigen klar, daß die der Tagung zugrunde liegende Heimatvorstellung eine große Spannweite besitzt und polar sowohl das Goethe'sche: „Jeder Bär brummt nach seiner Höhle“ als auch das Wort von A. Winnig: „Die Heimat ist das Tor, durch das uns das Zeitliche in's Ewige entläßt“ umfaßt. So waltete über der Versammlung der Geist echten Heimatsuchens, der alle Dinge, die entstanden oder entstehen danach befragt, in welchem Sinne sie Heimat sein können. Dabei konnte es nicht bei billigem Genügen bleiben, also nicht zur Heimatsentimentalität kommen, welche den Umkreis des eben Gewohnten gefühlsreich und empfindvoll verklärt oder gar Geschäftemacherei mit solcher Heimatsentimentalität duldet. Nein: wer auch nur ein Gespür besaß für das Anliegen des Heimatmenschen, dem wurde etwa in der kirchenmusikalischen Feierstunde, vielleicht im Aufblick zur hell erleuchteten, voll besetzten Orgelempore, wo wie vor 150 und 200 Jahren musiziert wurde, deutlich, daß in den Werken der künstlerischen Kultur „Heimat“ weit über die naturgegebene hinaus geschaffen wird, als geistgeborene, dem Menschen eigentlich gemäße Umwelt. Auf der anderen Seite: wer könnte den Ausblick vom Bockberg vergessen, wo die Mächte von Natur und Geschichte als die von Grund auf Tragenden gegenwärtig waren. Damit die Erfahrung der Heimat eine totale, den ganzen Menschen erfassende sei, waren wiederum Wissenschaften und Künste aufgerufen, um Heimat sowohl erkennen als auch erleben zu lassen. Den Vorträgen standen außer der genannten kirchenmusikalischen Feierstunde das Schloßkonzert und die Karl-Stirner-Gedächtnisausstellung zur Seite: auch die Begegnung mit den Werken der bildenden Kunst in Ellwangen und Umgebung auf dem Wege von zahlreichen Führungen darf hier nicht vergessen werden.

Wie immer, soll im folgenden der Woche ein Denkmal

gesetzt werden. Der Vorsitzende des Bundes, Dr. W. Kohlhaas, sprach in der feierlichen Eröffnung den Dank an alle aus, die Faden und Schuß im Gewebe der Tagung gewirkt hatten. Sein Wort: „Wir sind hierher gekommen, weil wir nicht nur von dem geschlossenen Stadtbild wußten, sondern auch von der geistigen Haltung, die sich darin mitteilt“ wurde von Bürgermeister Rothmaier aufgegriffen, der davon sprach, daß Ellwangen eine Art „schwäbisches Grenzlandschicksal“ erfahren habe, nicht zuletzt dadurch, daß der einstige kulturelle Mittelpunkt Ellwangen Randgebiet von Württemberg wurde. Um so mehr freue er sich darüber, daß sich der Schwäbische Heimatbund als Mittler ins Zeug schlage und die Aufmerksamkeit aller Schwaben und auch Franken innerhalb von Württemberg auf Natur, Geschichte, Volkstum, Kunst und Kultur Ellwangens lenke. Er sei sicher, die Teilnehmer der Tagung würden von Entdeckung zu Entdeckung eilen.

Hieran schloß sich die Eröffnung beider Ausstellungen, der Karl-Stirner-Gedächtnisausstellung und der Wappen-Ausstellung aus der Sammlung von Oberstudienrat i. R. Rettenmeier. In zwei Zimmern des Gymnasiums waren die Wappen der Äbte und Fürstpropste von Ellwangen sowie die Komturwappen der Deutschordenskommende Kapfenburg zu sehen, alle in Originalzeichnungen von Herrn Rettenmeier, sowie mit geschichtlichen Randnotizen, welche den Betrachtern deutlich machten, in welchem hohem Maß ein Wappen als ein, weite Perspektiven eröffnendes, geschichtliches Dokument gelten darf. Diesen Eindruck vertiefte Herr Rettenmeier in mehreren Führungen. Die Karl-Stirner-Gedächtnisausstellung umfaßt über 100 Gemälde und Zeichnungen. In seiner Einführung gab Dr. Schahl eine Würdigung des Werkes des aus Rosenberg stammenden und dort begrabenen Meisters.

Er führte zunächst aus, daß die Beziehungen zwischen Karl Stirner und dem Schwäbischen Heimatbund in die Zeit der ersten öffentlichen Anerkennung des Meisters zurückreichen. 1912 fand er durch eine Ausstellung im Württ. Kunstverein Stuttgart allgemeinere Beachtung. 1913 erschien im Schwäbischen Heimatbuch eine kurze autobiographische Skizze des damals immerhin schon Einunddreißigjährigen. Die dieser Skizze beigegebene Zeichnung läßt sofort das Wesentliche erkennen: den Heimatsucher im Künstler, den es drängt, ein Stück Heimatleben ans Herz zu nehmen und zum „Bild“, d. h. zu einer innig vermählten in sich einen und ganzen, heilen Welt zu machen. So erschafft er sich im Kunstwerk erst eigentlich Heimat, ein paradiesisches Reich, das weit mehr innerlich erschaut als äußerlich abgesehen ist. Darin ist er „Romantiker“. Stets ist dabei der Ansatzpunkt im täglich Erwanderten. Daß sich viele seiner späteren Temperabilder beim näheren Zusehen als Papierblätter aus einem Skizzenbuch herausstellen, ist charakteristisch. Immer aber sind seine kleinen Zeichnungen mehr als Abbilder, sie sind Verdichtungen innersten Heimatelebens, sind kleine lyrische Gedichte, Lie-

der, Volkslieder. So nur ist auch das von Stirner geliebte Kleinformat zu verstehen. Man rühmt oft Kunstwerken nach, sie seien jeder Vergrößerung fähig. Von Karl Stirners Bildern könnte man eher behaupten, sie seien jeder Verkleinerung fähig. Was Wunder, daß dieser Mann auch Dichter war, daß der seelisch geistige Gehalt seiner Bilder danach drängte, laut zu werden, in Worten zu gerinnen. Ihn beseelte darin der Geist echt romantischer „Universalpoesie“! Die Verwandtschaft zwischen Malerei und Dichtung läßt ihn in einem sehr besonderen Sinne als einen Erben der Romantik erscheinen, nämlich als Freund der Illustration, insofern diese Veranschaulichung eines Gedankengehaltes ist. Karl Stirner ist der letzte große Mann unter den romantischen Malerpoeten. Seine Illustrationen verbinden den Sinn für ein nesthaft herzerhabenem Motiv, den wir bei Ludwig Richter finden, mit der Freude Schwinds an der arabeskenhaft fortlaufenden Erzählung und besitzen eine Kunst der Akzentuierung und Pointierung, die wir sonst nur von Spitzweg kennen. Nicht umsonst begann seine Laufbahn mit den Illustrationen zum Mörikeschen Hutzelmännlein 1913. Und trotzdem wäre Karl Stirner bei allem ungenügend gewürdigt, wenn wir nicht klar sähen, daß er der Illustration ein neues Element zubringt, das im Farbigen ruht. Ist er doch aus einer Art deutscher Vorexpressionismus herausgewachsen, wie er im Jugendstil wurzelte. Vor allem von Stuck zeigt er sich beeinflusst. In diesem Sinne müssen wir den Stirner der Süditalien-, Afrika- und Palästinaabilder verstehen. Er musiziert mit Farben im Licht. So stark aber die Farben auch sind, so sehr stehen sie doch unter den Gesetzen einer farbigen Harmonielehre, die freilich kein Verstand sondern der Augensinn des Genies lehrt. Er gibt Gegensätze im Sinne der Komplementärfarben, aber keine Widersprüche. Manchmal fühlt man sich an die Farben der Bauernmalerei erinnert. Daß Stirner dabei gerne Tempera verwendet, mag ein weiteres Zeugnis dafür sein, daß er auch im Farbenleben lyrischer Dichter blieb. Denn die Temperafarbe unterscheidet sich von der Ölfarbe durch ihre allen heftigen grellen Einzeltönen abholde gedeckte Haltung. Gerade bei den Bildern mit heimatlichen Motiven tritt diese Eigenschaft der Tempera besonders günstig in Erscheinung. Daß der Malerdichter auch ein Dichtermaler war, möge schließlich ein Gedicht erhärten:

Ein gelber Zitronenfalter  
gaukelt auf tiefblauem Grund.  
Das kleine Kirchenglöcklein  
singt zu mir herüber  
in heißer Mittagsstund  
und ich denke:  
So viel Farbe,  
so viel Licht  
in meinem Heimatdörflein!  
Ja, wenn ichs könnte,  
das gäbe wohl  
alles zusammen  
ein schönes Sommergedicht.

Solche schöne Sommergedichte sind seine späten Bilder mit heimatlichen Themen. Das Wort, mit dem Bundespräsident Th. Heuss 1919 in Westermanns Monatsheften eine Würdigung der frühen Werke Stirners schloß: „Es muß schön sein, mit ihm die Heimat wieder neu zu entdecken!“ wurde zum Leitwort der Tagung.

Unter den künstlerischen Darbietungen durfte die Aufführung der sophokleischen Tragödie „Antigone“ durch Schüler und Schülerinnen des Peutinger-Gymnasiums im Hofe desselben als würdiger Auftakt gelten. Umriß sie doch Sinn und Bedeutung der humanistischen Verpflichtung des Peutinger-Gymnasiums schlechthin. Daß es sich dabei um nichts Antiquiertes handelt, sondern um ewig Gültiges und darin wiederum Modernstes, wurde den Zuschauern deutlich, die in der Auseinandersetzung zwischen Antigone und Kreon den tragischen Zusammenstoß erlebten zwischen Staatsallmacht als Vollstrecker des über das Labdakidenhaus verhängten Fluches und gottgebotener Humanität, in der jener Fluch sich endigt, nicht ohne daß freilich die Verkünderin jener Humanität zugrunde gehen muß. Das erste Standlied des Chores wurde griechisch gesprochen. Dr. Georg Hartmann sorgte für eine der alten Theaterkultur des ehemaligen Jesuitengymnasiums gemäße Aufführung.

Das Schloßkonzert des Süddeutschen Rundfunks und die kirchenmusikalische Feierstunde in der Stiftskirche waren als lebendiger Beitrag zur Musikgeschichte des östlichen Schwabens gedacht und erfüllten diesen Zweck in vollkommener Weise. Prof. Dr. Georg Reichert kommt das große Verdienst zu, die alten Partituren den Archiven entrissen, gesichtet und bearbeitet zu haben. So kam es zu Wiederaufführungen, die Uraufführungen gleichgesetzt werden können. Prof. Dr. Reichert suchte das Verständnis zu steigern, indem er zwischen den einzelnen Nummern des Schloßkonzertes verbindende Worte in der ihm eigenen knappen und klaren Art sprach und zur Ergänzung einen Vortrag hielt (s. u.). Im Schloßkonzert, das leider etwas durch die Ungunst des kalten und windigen Wetters beeinträchtigt wurde, wirkten der Chor und das Sinfonieorchester des Süddeutschen Rundfunks unter Leitung von Dr. Hermann Dahmen mit. Die musikalische Präzisionsarbeit, die geboten wurde, ist über jedes Lob erhaben: jedes Stück bedeutete eine Wiedererweckung aus dem Geist seines Autors. Stiftschordirektor Hubert Häfele gelang es, den Stiftschor und den Orchesterverein Ellwangen, dazu mehrere Solisten – Gisela Wurster (Sopran), Hiltraut Scherr (Alt), Manfred Raucamp (Tenor) und Lisel Mezger an der Orgel – zu einer großen Leistung zusammenzufassen. So, wie dies geschah, waren einst die aufgeführten Stücke zu hören: nicht in einer internationalen Starbesetzung von einmaliger chorischer und instrumentaler Perfektion in Solisten- und Chorpharten, sondern dargeboten von Musikfreunden, „die diese Werke für ihre Zuhörer singen und spielen konnten“ (Schwäbische Post, 26. 7. 58) und dies mit der ganzen Inbrunst eines ergriffenen Herzens nach

bestem Vermögen taten. So war gerade die kirchenmusikalische Feierstunde ein Stück wiedererstandenes Ellwanger Musikleben.

Von dem letzten fürstpröpstlichen Chordirigenten und Hofkapellmeister Johann Melchior Dreyer, der 1747 in Röttingen geboren wurde und 1824 in Ellwangen starb, hörte man, von eben der Stelle, die der Ort der von ihm selbst geleiteten Aufführungen war nämlich von der Westempore der Stiftskirche – des Miserere in c moll. Hierüber schrieb die Schwäbische Post mit Recht: „Dreyer, in Lebensart und Stilart der Musikergeneration angehörend, die in Mozart ihre höchste Krönung erfuhr, hat bisher in der offiziellen Musikgeschichte den Platz an der Sonne nicht gefunden. Das Miserere, das wir hörten, erscheint aber doch geeignet, manches Versäumte zu korrigieren. Dreyers Werk ist so durch und durch echtes Rokoko, daß man einfach seine Originalität bewundern muß. Wenn auch die Orgel manchmal, wie etwa in der Begleitung des Sopransolos, wie eine Spieldose klingt: was tuts? Die Solisten sangen mit schöner, fast lyrischer Stimmgebung ihre auf Wohlklang und Stimmen geschriebene Partien. Der Chor und das ganz tadellose Orchester des hiesigen Orchestervereins vervollkommneten den Eindruck: man hätte Johann Melchior Dreyer an dem Platze seines Wirkens nicht besser feiern können. Laßt uns ihn noch öfter hören, der Anfang ist gemacht!“ Ein Zuhörer versicherte, ein fröhlicheres Miserere habe er noch nie gehört, so sehr war alles erfüllt vom gottseligen Glanz der Form. Im Schloßkonzert hörte man die Sinfonie D-Dur op. 21 vom gleichen Komponisten: ein harmlos liebenswürdiges, sauber komponiertes und wiedergegebenes Stück vorbeethovenscher Musik. Beachtung fand auch Felician Schwab, dessen Hauptwirkensort Schw. Gmünd war (letzte Erwähnung 1656). Von der Instrumental-Canzone für Blechbläser „Fauni“, die von Kräften des Süddeutschen Rundfunks geboten wurde, sagte ein Besprecher mit Recht, man könne ihr „an beliebigem Orte den uneingeschränkten Beifall der musikalischen Zuhörer prophezeien“. Vielleicht war gerade die Aufführung dieser Canzone ein Musterbeispiel „musikalischer Denkmalpflege“ an einem nicht nur historisch interessanten sondern auch qualitativ bemerkenswerten Stück. In der Stiftskirche hörte man von Felician Schwab ein Sopransolo mit Violine und Orgel „Vanitas vanitatum“. Von Stephan Faber, der bis 1632 in Giengen an der Brenz wirkte, hörte man sowohl im Schloß- als auch Kirchenkonzert Lieder aus seiner Tricinien-Sammlung von dreistimmigen Kompositionen, die vokal oder instrumental als Etüde oder zum kirchlichen Gebrauch verwendet werden konnten. Der Rundfunk gab sie mit gemischtem Chor und als Instrumentalsatz für Streicher, der Stiftschor a cappella. Nur im Schloßkonzert war der aus Ellwangen stammende Johannes Fuchswild zu hören, der 1508–1513 Sängerkönig in der Wirtembergischen Hofkapelle war: außer zwei Instrumentalsätzen für Blech- und Holzbläser wurden zwei vierstimmige Lieder mit gemischtem Chor und teilweise

Instrumenten geboten. Von den zu Gehör gebrachten Werken des um 1575 in Dillingen geborenen Christian Keifferer schrieb die Schwäbische Post (26. 7. 58): „Die Feierstunde begann mit „Gloria“ und „Credo“ aus einer Messe von Chr. Keifferer. Für diese beiden Messeteile, von denen der Stiftschor hofft, daß er sie durch die noch ausstehenden Teile „Sanctus“, „Benedictus“ und „Agnus Dei“ bald zur vollständigen Messe für den praktischen Gebrauch erweitern kann, gilt dasselbe wie für den nachfolgenden Hymnus „Urbs beata“ des gleichen Komponisten, daß nämlich der zur Entstehungszeit sich vollziehende musikalische Stilbruch von der ataktischen, mensuralen Notierung zur heute selbstverständlichen taktgebundenen rhythmischen Schreibweise ungewohnt ist und dem Chor natürlich gewaltige Anforderungen stellt. Der Stiftschor, dem in vielen Jahren vielleicht keine so schwere Aufgabe gestellt war, hat sich mit dieser Ausführung hohes Lob verdient. Die ebenfalls von Christian Keifferer, folgenden drei Stücke aus „Parvulus Flosculus“ brachten dem Publikum eine große Überraschung. Aus den Reihen des Chors fanden sich Einzelstimmen zu Terzetten, die weder in der musikalischen Sicherheit, noch in der stimmlichen Färbung je vermuten ließen, daß es sich um Laien, nur um Liebhaber der Musik, handle. Wir werden sie hoffentlich im gottesdienstlichen Gebrauch wiederhören.“ Ignaz von Beecke, geboren 1733 in Wimpfen im Tal und gestorben 1803 in Wallerstein als Hofmusikintendant der Fürsten zu Oettingen, steht in seiner musikalischen Haltung in der Nähe Beethovens; die ins Schloßkonzert aufgenommene Serenade D-Dur für Orchester gehört zu den in Ellwangen aufgeführten Werken, denen fachkundige Beurteiler ein mehr als pietätvolles historisches Interesse seitens des Musikpublikums der Zukunft weissagten. Von der Heiteren Serenade für Orchester, op. 41, von Joseph Haas, der 1879 in Maihingen bei Wallerstein geboren wurde, hörte man einen Satz.

Der Vortrag von Prof. Dr. Reichert nannte sich bescheiden „Zur Musikgeschichte des ostschwäbischen Raumes“, brachte aber einen zusammengefaßten Überblick über das auf diesem Gebiet bisher Bekannte. Da er die Strenge der Betrachtungsweise – er führte in wissenschaftlicher Treue viele Belege an – durch anekdotische und humoristische Bemerkungen milderte, wurde die ungeheure Leistung, die sein Vortrag darstellte – man denke nur an die Arbeit des Aufspürens, Zusammentragens, Sichtens und Bearbeitens – kaum spürbar. Schlaglichtartig hob er hier und dort aus dem umfangreichen Stoff eine bezeichnende Einzelheit hervor. Bei der geistigen Durchdringung einer Landschaft, die verschiedene Stufen des Vertrautseins zuläßt, spielt die Auseinandersetzung mit ihrer Musikgeschichte, so wurde einleitend gesagt, keine untergeordnete Rolle. Schon aus der Ellwanger Gründungslegende erhellt die Bedeutung des Singens. Im Mittelalter diente die Musik ausschließlich kultisch-liturgischen Zwecken. Erinnert wurde an das Anhausener

Antiphonale aus dem 12. Jahrhundert. Erst indessen aus dem 16. Jahrhundert ist uns Näheres bekannt. Die ersten Organistennamen tauchen auf. In dem „Liber ceremoniarum ecclesiae Ellwagensis“ von 1536 wird der genaue Dienstplan des Organisten vermerkt. Für 1595 ist bereits eine mehrstimmige Marienlitanei nachzuweisen, auch ein mehrstimmiges doppelchöriges Miserere darf als Zeichen hohen Standes der musikalischen Kultur gelten. Die Ellwanger Singknaben genossen einen guten Ruf: die württembergischen Werber kamen nicht zufällig nach Ellwangen. Erinnert wurde daran, daß Johannes Fuchswild aus Ellwangen als Sänger an der württembergischen Hofkapelle wirkte. Ein Chorbuch von 1570 enthält zwei fünfstimmige Messen von Orlando die Lasso. Die große Zeit der Ellwanger Musik brach jedoch, wie der Vortragende im einzelnen nachwies, erst im 18. Jahrhundert an. So konnte der Chorherr Franz Joseph von Kienburg 1820 dem Stadtpfarramt einen großen, verlorengegangenen Bestand an handschriftlichen und gedruckten Noten übergeben. Als Komponisten traten die Kapellmeister Joh. M. Schmidt und Johann Melchior Dreyer hervor. Nur von Dreyer sind indessen Werke in größerer Zahl bekannt. Wenn er auch durch die geringe Tiefe des Ausdrucks enttäuscht, in der Form bleibt er immer gefällig und liebenswürdig. Mit dem Hinweis auf das Geigersche Legat von 1752 über 1000 Gulden zur Unterrichtung von vier Kindern in der Musik, wobei sogar an die Entschädigung für den Orgeltreter gedacht worden war, sowie auf spätere Ellwanger Kirchenmusikdirektoren schloß das der Ellwanger Musikgeschichte gewidmete Kapitel ab. Von Neresheim liegen mehrere Zeugnisse über die Bedeutung der Orgelmusik im 16.–17. Jahrhundert vor, für das 18. Jahrhundert solche über Figuralämter. Bis 1782 gab es hier eine eigene Grabmusik zu Karfreitag. 1783 wurde zum Empfang von Herzog Karl Eugen ein Musikdrama von P. Benedikt Werkmeister aufgeführt, der dann als Hofkaplan nach Stuttgart kam und hier ein neues katholisches Gesangbuch und 1789 „Beiträge zur Verbesserung der katholischen Liturgie in Deutschland“ herausgab. Schloß Trugenhofen war zur Zeit Mozarts ein musikalischer Mittelpunkt. Heidenheim stand als württembergische Landstadt im Schatten der württembergischen Hofkapelle: 1591 ließ Herzog Ludwig 17 Musiker nach Heidenheim nachkommen. Indessen mußte beispielsweise Johann Wolfgang Hitzler 1591 in der Hofkapelle aushelfen. In der Folge läßt sich in Heidenheim eine Tätigkeit auf dem Gebiet der Kirchenmusik feststellen, der evangelische Pfarrer Daniel Hitzler schrieb 1628 ein Werk „Neue Musica oder Singkunst.“ Hinsichtlich der Musikgeschichte von Schwäb. Gmünd wurde auf Eberhard Stiefels Dissertation verwiesen. Felician Schwab, Vertreter der konzertanten Kirchenmusik des 17. Jahrhunderts, gab 1634/61 zahlreiche Kompositionen in Druck; er war Guardian des Gmünder Franziskanerklosters. Von Aalen ist wissenswert, daß Christ. Dan. Schubart insofern Einfluß auf das Musikleben nahm, als er eine Art Aalener Orchester-

verein gründete, freilich den Aalenern das Zeugnis ausstellte: „Die Aalener Bürger haben wenig Geschick und Lust zur Musik“. Er sah sich auch in Ellwangen um, „wo es herrliche Musiker, sonderlich Orgelspieler, gab“. Immerhin ist in Aalen Gottfr. Geb. Krauß geboren, Horn- und Cellovirtuose und späterer Ulmer Stadtmusikus. Aus Giengen stammt ein in der 1. Hälfte des 15. Jahrhunderts lebender Johann Keck, später Mönch in Tegernsee, von dem sich ein musiktheoretischer Traktat erhalten hat. Der Vater des Tübinger Theologieprofessors J. Heerbrand war in Giengen Webermeister und besaß viele gute Kenntnisse in der Musik. Stephan Faber entstammt einer alten Giengener Gelehrtenfamilie und erwächst aus der Überlieferung der alten evangelischen Gemeindemusik, wobei jeweils 18 Singknaben in Abwechslung mit dem einstimmigen Gemeindegesang vierstimmig, beide übrigens nach dem Taktstock, sangen. Auch eine Reihe guter Orgelbauer sind aus Giengen bekannt. In Dillingen herrschten die Beziehungen zu Augsburg vor. Der Vater des in Dillingen geborenen Komponisten Christian Keifferer war hier Organist; dieser selbst war zwar 1599–1636 Angehöriger des Prämonstratenserklosters Weißenau, gab jedoch einen Teil seiner Kompositionen in Dillingen in Druck (später in Ingolstadt). Um seine Werke schwebt die Atmosphäre der Gegenreformation mit ihrem italienischen Einfluß. Eine Messe verwendet musikalische Themen von Agostino Agazzari, Lehrer am Collegium Germanicum zu Rom. In Oettingen und Wallerstein sind gute Hofkapellen bezeugt. Die Wallersteiner besaß in der 2. Hälfte des 18. Jahrhunderts einen führenden Rang und unterhielt Beziehung zu Haydn und Mozart. Haydn widmete Karl Ernst von Oettingen-Wallerstein mehrere Symphonien. Im Oettingischen Archiv auf der Harburg befinden sich reiche Sammlungen von Musikalien des 18. Jahrhunderts, vor allem Haydnsche Werke. 1773–1803 stand das Oettingenschen Musikwesen unter der Leitung Ignaz von Beeckes. Mit der „Beeckschen Manier“ hat sich selbst Mozart auseinandergesetzt, der 1777 mit von Beecke Gespräche im Oettingenschen Hohenaltheim hatte. Von Beecke war mit Gluck befreundet. Die freie Reichsstadt Nördlingen war schon im Mittelalter ein bedeutendes Musikzentrum, was auf den mittelbaren Einfluß der Messen und die zu diesen zusammenströmenden Spielleute zurückzuführen ist; noch 1691 hatte es einen Bürgermeister aus einer Musikanten- und Spielmannsfamilie: Georg Wilhelm Schöpferlin. Mit dem Hinweis auf Mailingen, dem der Reger-Schüler Joseph Haas entstammt, und die Choralbücher des dortigen Birgittinnenklosters in der Staatsbibliothek München, schloß der Vortragende seine umfassende Darstellung.

Hinter dem Stichwort „Arbeitsplan“ waren im Programmheft die Vorträge und Fahrten aufgeführt; und doch war gerade die mit diesen Veranstaltungen verbundene geistige Arbeit für die Teilnehmer „Erholung“, Erholung in erster Linie von der Einspannung in das

bloß materielle Ganze eines arbeitsteiligen Prozesses oder von beruflicher Einseitigkeit.

„Erd- und Landschaftsgeschichtliches aus Virngrund und Ries“ nannte sich der grundlegende Vortrag von Studienrat Dr. E. Schmid. Schicht für Schicht löste er die verschiedenen Stufen im Aufbau der Landschaft voneinander ab, um schließlich auf die Störungen der normalen Schichtenlagerung vor allem durch den Riesausbruch und Verwerfungen einzugehen und endlich die höchst folgenreiche Flußgeschichte von Urbrenz, Ureger, Kocher und Jagst zu besprechen, letztere im Anschluß an Georg und Rudolf Wagner. So gewannen die Zuhörer, auch an Hand der gezeigten Diagramme, ein lebendiges Bild von den erdgeschichtlichen Vorgängen um Virngrund, Ries und Härdsfeld. Es war ein Genuß, exakte Forschungsergebnisse in präziser Form vorgetragen zu hören.

Oberstudienrat H. Rettenmeier ging in seinem Vortrag „Landschaft und Besiedelung im Virngrund und vorderen Ries“ auf die Vor- und Frühgeschichte des Landes ein. Während der Virngrund nach der Eiszeit siedlungsfeindlicher Urwald war, aus dem höchstens einzelne Streufunde auf uns gekommen sind, ist im Liasgebiet des Vorderen Rieses jungsteinzeitliche Besiedelung festzustellen. Vielleicht stammen die Schädelsetzungen der Ofnethöhle noch aus der mittleren Steinzeit (keltische Menschenopfer?). Im 3. Jahrtausend setzt die jungsteinzeitliche Besiedelung des Goldbergs ein (Rössener, Michelsberger und Altheimer Kultur). Die Fliehburg des Ipfes geht in die Bronze- und Hallstattzeit zurück. Ausführlich wurden die Grabhügelgruppen gewürdigt (vergl. O. Paret, Die vorgeschichtlichen Grabhügel der Ellwanger Landschaft, Ellwanger Jahrbuch XVI, 1956–57). Die Jüngere Eisen- oder La-Tène-Zeit ist mit zahlreichen keltischen Viereckschanzen vertreten (vgl. H. Zürn, Keltische Viereckschanzen im Raum Ellwangen, Ellwanger Jahrbuch XVII, 1956–57). Daß die Römerzeit der Landschaft ihre Spuren aufgeprägt hat, geht schon aus den Namen Ries und Virngrund (Virigunda) hervor, die auf die römischen Bezeichnungen Raetia und Hercynia zurückzuführen sind. Bezüglich des einzelnen vom Vortragenden Aufgeführten muß auf das große Werk von Hertlein-Goessler-Paret verwiesen werden. Zur frühmittelalterlichen Geschichte ließ sich der Vortragende eingehend über die Besiedlung durch die Alamannen und die kirchliche und politische Besitzergreifung durch die Franken aus, um schließlich mit der Entstehung der Herrschaft Ellwangen an der von Nordwesten nach Südosten durch den Virgunda-Urwald schneidenden sogenannten „Nibelungenstraße“ abzuschließen. 1024 wurde dem Kloster der Ellwanger Bannforst erstmals verbrieft; dies ist die Voraussetzung für die Entstehung zahlreicher Turmburgen, welche die Bannforstgrenze bewachten (vgl. die Arbeit des Vortragenden „Die Grenzen des Ellwanger Bannes in der Zeit des altdeutschen Kaisertums“, Ellwanger Jahrbuch, 1950–53) und als „Burstel“ (Burgställe) nachgewiesen werden können. Der scharfe Blick des Redners für das entwicklungs-

geschichtlich Wesentliche ließ die Ausführungen trotz der Fülle des mit unendlichem Fleiß und großer Kenntnis verarbeiteten Stoffes immer gleich spannend erscheinen. So war eine feste Grundlage der Siedlungsgeschichte gegeben, auf der bei den Fahrten weiter gebaut werden konnte.

Über Barock in der Fürstpropstei Ellwangen sprach Dr. Georg Sigismund Graf Adelman von Adelmansfelden, Hauptkonservator am Staatl. Amt für Denkmalpflege Stuttgart. Die zweistündigen, von ausgezeichneten Schwarzweißaufnahmen und Farblichtbildern begleiteten Ausführungen hielten Zuhörer und Zuschauer – und dies ist wohl das größte Lob – bis zuletzt in Atem. In der fesselndsten Weise verstand es der Vortragende, die Kunstwerke des Barocks in der Fürstpropstei Ellwangen um die einzelnen Persönlichkeiten der Fürstpropste, deren Bildnisse gezeigt wurden, zu ordnen, so daß hinter den kunstgeschichtlichen Bezügen der geistes- und religionsgeschichtlichen Kräfte in Erscheinung traten. Die Werke der Baukunst, Plastik und Malerei sowie des Kunstgewerbes wurden erschöpfend vorgeführt, gedeutet und gewertet. Aus allem ergab sich ein klares Bild der unerhört reichen Altellwanger Kultur.

Einen seltenen kulturgeschichtlichen Einblick vermittelte sodann der Vortrag über „Die höheren Schulen in der Fürstpropstei Ellwangen“ von Oberstudiendirektor E. Volz. Die spätestens seit 1274 bestehende Lateinschule Ellwangen wird 1460 mit Verwandlung des Klosters in ein Chorherrenstift in eine Stiftsschule verwandelt, 1658 den Jesuiten übergeben, die dem Gymnasium auf Grund der Stiftung des Ellwanger Dekans Ignaz Desiderius von Peutingen ein Collegium angliederten. Nach der Aufhebung des Jesuitenordens 1773 wurden beide zur fürstpropstlichen Anstalt. Der Übergang an Württemberg entzog der Anstalt die eigene Leitung. 1812 kam es zur Gründung der bekannten katholischen Landesuniversität in Ellwangen, wodurch die Theologie abgetrennt wurde. 1817 schließlich wurde das Ellwanger Gymnasium, neben Rottweil, als Vollgymnasium anerkannt. Infolge der Gründung der beiden niederen Konvikte in Rottweil und Ehingen – das bei Verlegung der Universität nach Tübingen in Aussicht gestellte Konvikt wurde nicht errichtet – sank die Schülerzahl auf ein Mindestmaß. 1825 wurde die Anstalt paritätisches Landesgymnasium; bis 1938 blieb sie rein staatliche Schule. Reicher Beifall belohnte den auch in der Form ausgezeichneten Vortrag; bezüglich aller Einzelheiten darf auf die Arbeit des Vortragenden „Aus der Geschichte des Ellwanger Gymnasiums“ in der Festschrift „300 Jahre Peutingen Gymnasium“ verwiesen werden.

Der Direktor des Hauptstaatsarchivs Stuttgart, Dr. Max Miller, gab in seinem Vortrag über „Das Ende des Stiftes Ellwangen und die Gründung eines neuen Landesbistums“ einen spannenden Einblick in einen Zeitabschnitt, da es schien, als ob sich Ellwangen durch seinen Übergang an Württemberg die Möglichkeit öffne, in Nachwirkung seiner alten klösterlichen und

stiftischen Überlieferung Bistumssitz zu werden. Schon 1796, im Pariser Vertrag, hatte sich Württemberg das Gebiet des Stiftes Ellwangen zusichern lassen. Am 10. 9. 1802 rückten die württembergischen Truppen ein. Das neue Württemberg, wie es durch den Reichsdeputationshauptschluß geschaffen wurde, zählte 54 600 Protestanten und 64 400 Katholiken; am 14. 2. 1803 gewährte Herzog Friedrich den drei Konfessionen volle Gleichberechtigung. Die neuwürttembergischen Katholiken unterstanden indessen, zum Schmerz des Landesherrn, vier Bistümern: Konstanz, Augsburg, Würzburg und Speyer, nach 1806 auch Worms. In dem Bestreben, die kirchliche und staatliche Organisation zur Deckung zu bringen, kündigte Friedrich am 1. 1. 1803 die Einrichtung einer eigenen Landeshierarchie an; das württembergische Rangreglement vom 5. 5. 1805 spricht schon von einem Bischof in Ellwangen. Weihbischof Fürst Hohenlohe wurde hierfür ins Auge gefaßt. Auch ein bischöfliches Seminar war vorgesehen. Nachdem Friedrich am 1. 1. 1806 die Königswürde erlangte, versuchte er durch ein Sonderkonkordat mit dem Heiligen Stuhl die weitere Entwicklung der Dinge anzubahnen, indessen vergeblich. Erst nach dem Tod des als Bischof von Augsburg amtierenden ehemaligen Fürstpropstes Clemens Wenzeslaus konnte am 28. 9. 1812 durch königliche Verordnung ein Generalvikariat Ellwangen für den Augsburger Teil Neuwürttembergs eingerichtet werden. Zugleich wurde Ellwangen Sitz der katholischen Landesuniversität und eines Priesterseminars. 1813 wurden dem Generalvikariat auch die zum Bistum Würzburg gehörigen Gebiete unterstellt. Der Papst allerdings ernannte erst 1816 den letzten Ellwanger Stiftsdekan Fürst Franz von Hohenlohe-Schillingsfürst zum Generalvikar und gab ihm als Coadjutor den späteren ersten Bischof von Rottenburg, J. B. von Keller, bei. Schließlich wurden auch die den Bistümern Konstanz und Speyer zugehörigen Landesteile dem Ellwanger Generalvikariat zugeordnet. Die königlich württembergische Regierung hatte ihr Ziel einer katholischen Landeskirche erreicht, und doch ging der Bischofssitz Ellwangen verloren. 1821 erfolgte die Errichtung der Diözese Rottenburg, nachdem das Priesterseminar schon 1817 nach dieser Stadt gekommen war; die katholische Fakultät aber wurde im gleichen Jahr nach Tübingen verlegt. Die Kurie war damals, 1817, weder über das eine noch das andere unterrichtet worden. Es wird deutlich, daß dieser Eingriff König Wilhelms auf das Verlangen zurückzuführen ist, die katholische Kirche Württembergs weitgehend in eine katholische württembergische Staatskirche zu verwandeln, wobei die Nähe Stuttgarts und der Universitätsstadt Tübingen für die Wahl Rottenburgs als Bistumssitz mitbestimmend gewesen sein mag. Indessen darf nicht übersehen werden, daß der Katholische Geistliche Rat Württembergs als Kuratel der Katholischen Universität nach Friedrichs Tod selbst den Antrag auf Vereinigung derselben mit Tübingen und Verlegung des Bistums nach Rottenburg gestellt hatte.

So kam Ellwangen um sein Erstgeburtsrecht. Trotzdem wurde es für die Erneuerung des kirchlichen Lebens wichtig: der Ellwanger Theologieprofessor Joh. Nep. Bestlin wird der Hauptgegner des Staatskatholizismus und liefert der katholischen Restauration die Waffen; der nach Tübingen übergesiedelte Theologe Joh. Seb. Drey aber wurde zum Haupt der für den Katholizismus des 19. Jahrhunderts so wichtigen Tübinger Schule und Lehrer Joh. Adam Möhlers, der sein Studium noch in Ellwangen begonnen hatte.

Die vier ganz- und zwei halbtägigen Studien- und Lehrfahrten fanden, auch in der Bevölkerung, besonderen Widerhall. Der fürstl. hohenlohesche Archivrat K. Schumm bestritt den Hauptanteil der Führungen; wie immer verstand er es auch diesmal, den Teilnehmern die gesehenen Bauwerk als Geschichtsdenkmale in packender Weise nahezubringen. Ihm standen Oberstudienrat i. R. H. Rettenmeier und Studienrat Dr. Schmid, beide in ihren Fachgebieten, zur Seite. In Bopfingen, Neresheim und Dischingen führte Dr. Schahl, in Ellwangen Dr. Buschart, Dinkelsbühl und Feuchtwangen dazu Segringen mit seiner bezeichnenden Dorfkirche galt die erste Fahrt; besonders eindrucksvoll war es, das geschichtliche Schicksal der Reichsstadt im Spiegel des Stadtbildes abzulesen. Auch in Feuchtwangen wurde, in der Gruppe um Stifts- und Leutkirche, Geschichte gegenwärtig; eine unvergleichliche landständig volkskundliche Sammlung lernten die Teilnehmer im dortigen Heimatmuseum kennen. Die zweite Fahrt führte zum heckenbestandenen römischen Numeruskastell Halheim, sodann zur keltischen Vierecksschanze südöstlich desselben Dorfes, zum burstelreichen Unterschneidheim mit seinem ehemaligen Ordenschloßchen, zum heute kapellengezierten Burstel an der Straße nach Nordhausen und zur zweischiffigen netzrippengewölbten spätgotischen Pfarrkirche von Tannhausen. Bopfingen, Neresheim, Dischingen, Katzenstein, Kapfenburg waren die Zielpunkte der dritten Fahrt: Namen, welche für die Teilnehmer sowohl nach der Seite künstlerischen Erlebens als auch geschichtlichen Erkennens unvergeßliche Erinnerungen darstellen. Auf der Kapfenburg konnte Baurat Mayer vom Staatl. Hochbauamt Ellwangen der herzliche Dank für die von ihm geleitete vorbildliche Erneuerung des Schlosses gesagt werden. Zu einem außerordentlichen Erlebnis wurde auf der vierten Fahrt durch das Entgegenkommen des Schloßherrn, Graf Adelman von Adelmansfelden, der Besuch von Schloß Hohenstadt; der herrliche unverdorben

Barockpark und die von dem Vorarlberger Chr. Jochum errichtete Wallfahrtskirche fanden lebhaftes Aufmerksamkeits. Überwältigend war der abendliche Ausblick vom Hohenberg über den weiten Virngrund. Den Höhepunkt schlechthin der Fahrten stellte der Riesausflug dar. Nur die einzelnen Stationen seien hier festgehalten: die Wallfahrtskirche Zöbingen am Ort der Auffindung eines alamannischen Totenbaumes, die ehemalige Zisterziensinnenklosterkirche in Kirchheim i. Ries, die freie Reichsstadt Nördlingen, die Ofnethöhle, das Schlachtfeld von 1634 – auf dem der Vorsitzende Dr. W. Kohlhaas die familiengeschichtlich deutlichen Folgen der Schlacht würdigte –, die Ruine des Kartäuserklosters Christgarten, die Gerichtslinde beim ehemaligen Königshof, die barokkisierte Klosterkirche Mönchsdeggingen, die Riesaussicht vom Bockberg und die Heimfahrt an der Harburg vorbei über Wallerstein. Am letzten Tag schließlich war es durch das Entgegenkommen S. D. des Fürsten Alois von Oettingen-Spielberg möglich, den Teilnehmern Schloß Oettingen zu zeigen, wobei die fürstl. Archivarin Fr. Dr. Grünwald kenntnisreiche Führerin war. Gewaltig war der Eindruck der ehrwürdigen Klosterkirche Auhausen, herrlich und aufschlußreich der Rundblick vom Hesselberg; in Weitingen gedachte man in der bilderreichen Residenzkirche der ehemaligen württembergischen Herrschaft.

Die Tagung schloß ein geselliger Abend mit mehreren Darbietungen ab. Bewußt hatte man auf einen Heimatabend großen Stils verzichtet. Dr. Schahl las eine Rokokoarabeske: den Bericht über eine Ellwanger Koadjutorswahl von 1770 mit ihrem Hofzeremoniell, das auch in seiner formalistischen Erstarrung immer noch an die gesellschaftliche Hochkultur früherer Jahrhunderte erinnert. Wilhelm Kutter hatte es mit den Bopfingern zu tun und erntete für seine dem kernigen Inhalt entsprechende kräftige Sprache herzlichen Beifall. Eine besondere Kostbarkeit aber waren Lyrik und Prosa, welche der Mundartendichter Michel Eberhardt aus Zoltingen vortrug, ein Autor, der zu den „Entdeckungen“ von Wilhelm Kutter gehört. Die Frage, die Bürgermeister Rothmaier am Schluß stellte, ob er zu viel versprochen habe, als er vor acht Tagen sagte, man werde von Entdeckung zu Entdeckung eilen, wurde stürmisch verneint. Nur die Hoffnung, nach Jahr und Tag wieder einmal nach Ellwangen kommen zu können, wo Bürgermeister Rothmaier eine allezeit freundliche Aufnahme zusicherte, half anderntags über die Scheidung der großen Familie und ihre Trennung von Ellwangen hinweg.

## Veranstaltungen im Winterhalbjahr 1958/1959

Auch im bevorstehenden Winterhalbjahr führt der Schwäbische Heimatbund eine Reihe von Veranstaltungen durch, zu denen wir unsere Mitglieder und Freunde

herzlich einladen. Die Stuttgarter Darbietungen werden unten angezeigt; um einen Unkostenbeitrag wird gebeten: Richtsatz für Mitglieder —.50 DM, für Nicht-

mitglieder 1.— DM (als Mitglieder gelten auch Familienangehörige, nicht aber weiter Verwandte und Bekannte). Die Ortsgruppen zeigen ihre Veranstaltungen durch die Tagespresse und vielfältigste Einladungen an; gegebenenfalls bitten wir, sich an den Vertrauensmann zu wenden.

## Probleme der Denkmalpflege

Vortrag von Dr. H. Kreisel

(mit Lichtbildern)

Freitag, 7. November 1958, 19.30 Uhr, im Vortragssaal des Württ. Landesmuseums (Altes Schloß). Der Vortragende, Generalkonservator und Direktor des Bayerischen Landesamts für Denkmalpflege München, wird dabei einerseits die Notwendigkeit, andererseits die Problematik der Denkmalpflege aufzeigen. Dabei wird er zu wichtigen Fragen Stellung nehmen, die sich etwa mit den Begriffen umreißen lassen: wiederherstellen oder erhalten, Verwendung eines Baudenkmals für einen neuen Zweck oder Freihaltung von einem solchen? Ausführlich soll die Rede sein von Mitteln und Wegen der Denkmalpflege sowie von den Kräften, die ihr entgegenwirken. Den theoretischen Teil wird ein praktischer Teil, zu dem Lichtbilder gezeigt werden, ergänzen. Wer über die Lage der Denkmalpflege zu unserer Zeit aus erster Hand unterrichtet werden will, muß diesen Vortrag anhören.

## Württ. Landesmuseum

Vor- und frühgeschichtliche Abteilung (1. Teil)

Samstag, 15. November 1958, 14.00 Uhr. Zweck der Führung ist, die neu aufgestellten vor- und frühgeschichtlichen Bestände des Württ. Landesmuseums zu zeigen und einen dadurch erst ermöglichten Blick über die Vor- und Frühgeschichte unseres Landes überhaupt zu geben. Im Interesse der Teilnehmer können hieran jedoch nur Mitglieder nach vorheriger Anmeldung teilnehmen; wir bitten hierfür um freundliches Verständnis. Allenfalls wird eine Wiederholung angesetzt werden.

## Der evangelische und katholische Kirchenbau in der Gegenwart

Vortrag von Pfarrer Dr. theol. Dr. phil. G. Merkle

(mit Lichtbildern)

Freitag, 5. Dezember 1958, 19.30 Uhr im Saal der TWS (Lautenschlagerstr. 21). Es wird von unseren Mitgliedern besonders dankbar begrüßt werden, daß ein Theologe und Kunsthistoriker, Vorstandsmitglied Pfarrer Dr. G. Merkle, über die besonderen Aufgaben des Kirchenbaus beider Konfessionen in unserer Zeit spricht. Er wird den evangelischen und katholischen Kirchenbau der Gegen-

wart als geistig-religiöses Anliegen und als gestalterischen Auftrag an Hand von Lichtbildern behandeln. Dabei soll sowohl das Gemeinsame als auch das jeweils Besondere deutlich gemacht werden. Der Vortrag ist zugleich als Vorbereitung für eine im Jahr 1959 stattfindende Studienfahrt gedacht.

## Welche Aufgaben erfüllen unsere Natur- und Landschaftsschutzgebiete?

Vortrag von Dozent Dr. K. Buchwald

(mit Lichtbildern)

Freitag, 16. Januar 1959, 19.30 Uhr im Vortragssaal des Württ. Landesmuseums (Altes Schloß). Der Leiter der Landesstelle für Naturschutz und Landschaftspflege in Baden-Württemberg wird dabei auf die Bedeutung der genannten Gebiete für die Wissenschaft, die Volkserholung und den Landschaftshaushalt eingehen und sich über die notwendigen Pflegemaßnahmen sowie die Planungen für die Zukunft verbreiten. So bietet auch dieser Vortrag eine Gelegenheit, sich durch einen maßgebenden Fachmann über alles unterrichten zu lassen, was jedes Mitglied, nicht zuletzt im Hinblick auf die Schutzgebiete des Bundes, wissen sollte.

## Württ. Landesmuseum

Vor- und frühgeschichtliche Abteilung (2. Teil)

Samstag, 24. Januar 1959, 14.00 Uhr. Wir bitten, die oben gemachten Angaben zu vergleichen.

## Burg Hohenzollern

und ihre Sammlungen

Vortrag von Landeskonservator W. Genzmer

(mit Lichtbildern)

Freitag, 6. Februar 1959, 19.30 Uhr im Vortragssaal des Württ. Landesmuseums (Altes Schloß). Der unseren Mitgliedern als hohenzollerischer Denkmalpfleger wohlbekannte Landeskonservator W. Genzmer wird dabei die Bau- und Kunstgeschichte des Hohenzollerns würdigen und darlegen, wie sich der Geist der verschiedenen Zeiten – bis in die Gegenwart hinein – an diesem Denkmal erwies. So werden die Besucher des Vortrags ein wichtiges Stück der Kulturgeschichte des Südwestens, am Beispiel der Burg, kennen lernen. Außerdem sollen die Sammlungen, zu denen im letzten Jahr die größte bestehende Sammlung von Portraitstichen Friedrich d. Gr. kam, gewürdigt werden.

## Staatl. Museum für Naturkunde

Samstag, 14. Februar 1959, 14.00 Uhr. Die Führung wird einem bestimmten naturkundlichen Thema gewidmet sein, das an Hand der ausgestellten Gegenstände

veranschaulicht wird. Auch hier liegt es im eigensten Interesse der Teilnehmer, daß nur Mitglieder nach vorausgegangener Anmeldung teilnehmen. Allenfalls wird eine Wiederholung durchgeführt.

### Mit Mikrofon und Kamera durch's Wurzacher Ried

Vortrag von P. Agnellus Schneider

(mit Tonbandaufnahmen und Farblichtbildern)

Freitag, 27. Februar 1959, 19.30 Uhr in der Aula der Staatsbauschule. Der Vortragende ist unseren Mitgliedern als bester Kenner des Wurzacher Rieds wohl bekannt. In 100 Farblichtbildern wird er die Landschaft des Rieds nahe bringen, eine kleine Wanderung um das Ried machen, dann mitten hinein in das Pflanzen- und Tierleben führen, wobei selten Gesehenes und Gehörtes gegenwärtig gemacht werden soll. Mit zum schönsten gehört eine Birkhahnbalz, die auf Tonband und im Farblichtbild festgehalten wurde.

### Eßlinger Kirchen und ihre Orgeln

Führung von Hauptkonservator Dr. W. Supper

(mit Vorführung der Orgeln)

Samstag, 14. März 1959, 13.30 Uhr ab Witzlebenstraße. Teilnehmergebühr 3.50 DM (Nichtmitglieder 4.50 DM). Hauptkonservator Dr. W. Supper, 1. Vorsitzender der Gesellschaft der Orgelfreunde, wird dabei vor allem durch sein eigenstes Reich führen: die Frauenkirche, deren Orgel er spielen wird. Dazuhin sollen die Dominikanerkirche St. Paul und die Stadtkirche St. Dionysius, womöglich auch der Chor der ehem. Franziskanerkirche, besucht werden. Eine Kaffeestunde soll den sicher erlebnisreichen Nachmittag beschließen. Anmeldung erforderlich.

### Streifzüge durch den Schweizer Nationalpark

Vortrag von Landforstmeister R. Lohrmann

(mit Farblichtbildern)

Freitag, 20. März 1959, 19.30 Uhr im Vortragssaal des Württ. Landesmuseums (Altes Schloß). Nach einem Überblick über die Nationalparkfrage und das Werden des schweizerischen Parks behandelt der Vortrag die natürlichen Verhältnisse des Parkgebiets (Klima, Pflanzen- und Tierwelt, Wälder), die geltenden Naturschutzvorschriften und die daraus erwachsenden Probleme. Etwa 100 Farblichtbilder geben dem Hörer einen Begriff von der Schönheit und der Eigenart des leider durch die Elektrizitätswirtschaft stark gefährdeten Nationalparks. Zugleich ist dieser Vortrag als Vorbereitung auf die Graubündenfahrt 1959 gedacht.

### Hegau - Randen - Baar

Vortrag von Dr. Joseph Stemmer

(mit Lichtbildern)

Freitag, 17. April 1959, 19.30 Uhr im Vortragssaal des Württ. Landesmuseums (Altes Schloß). Wer an den „Rottweiler Tagen“ des Schwäbischen Heimatbundes teilnahm, kennt den Vortragenden und seine exakten, präzisen Ausführungen. Die wälderbestockte Jurastufe der Randen zwingt sich zwischen die weiträumige, von scharfen Talkerben zerschnittene Baarhochfläche und den von den Feuermalen seiner Vulkane und vom Gletschereis gezeichneten Hegau. Viel durchschrittene Land der Pisten und Straßen in vor- und frühgeschichtlicher Zeit, wohlbeackertes Kulturland im Mittelalter, ist dieser Landstrich später in den Schatten vielgliedriger Grenzmauern geraten und von der modernen Wirtschaft erst spät entdeckt worden. So blieben dort noch viele Zeugen alter Zeit erhalten: schöne Dorf- und Stadtbilder, ehrwürdige Ordnungen, Bräuche und Feste. Auch dieser Vortrag ist im übrigen als Vorbereitung für eine Studienfahrt des Jahres 1959 gedacht.

### Schönbuch-Fahrt September 1958

Daß unser Schönbuch nicht immer ein dichter urwüchsiger Wald, sondern einst zu weiten Strecken ausgehauen und z. B. bei Goethes Durchreise überwiegend ein Bereich für den Viehtrieb war (daher: „Kälberstelle!“) lernten unsere Wanderer durch die kundige Führung von Walter Hahn (Weil i. Sch.), dessen Büchlein über den Schönbuch unsern Freunden besonders empfohlen sei.

Die Bedeutung dieses herrlichen Waldes in seinem heutigen Bestand für alle Heimatfreunde nahm Wilhelm Kohlhaas zum Anlaß, bei der Rast am Einsiedel in raschen Zügen von einigen Fällen einschlägiger Vereinsaufgaben zu sprechen. In wackerem Schritt legten auch höhere Semester den Weg über Bebenhausen bis Hohenentringen und von da noch bis Roseck zurück; diese Wanderfreudigkeit soll auch im neuen Programm zur Geltung kommen.

Hatte W. Hahn am Tscherning-Stein des getreuen Hüters des Schönbuchs gedacht, so schloß W. Kohlhaas auf der Entringer Aussichtswarte mit Gedenkworten für Otto Lanz, der als letzter königlicher Hofjagdinspektor so viel für die heimatlichen Forsten getan hat.

Nach exakter Planung fielen die ersten Gewitter-Tropfen mit dem Besteigen der Omnibusse, so daß zum Abschluß Hagelloch in einer namenswürdigen Situation durchfahren werden konnte.

K.

\* Das Büchlein von Walter Hahn, „Der Schönbuch“, Fest- und Heimatbuch-Verlag, Aalen, (mit Karte), ist im Buchhandel zu 5.90, über die Geschäftsstelle zum Vorzugspreis von 4.- zu beziehen.